

WESTFALENHÜTTE



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE
OKTOBER 1957
POSTVERLAGSORT DORTMUND

WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
9. Jahrgang - Nr. 10 - Oktober 1957

Unsere Bilder:

Titelbild:

Feuerwerk „Hoeschpark in Flammen“
Foto: Karl Bracht

2. Umschlagseite: In der Werksbücherei

Unsere Beilage:

Schiffe auf dem Niederrhein
von Mosblech

Aus dem Inhalt:

Über den Erfolg im Leben

10 Jahre Mitbestimmung

Aus unserer Sozialarbeit

Und das alles mit Asiatischer Grippe

Der Bessere wird siegen

Ehrentafel

Wir kommentieren

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Das interessiert die Frau

Herbstliche Nachmittagskleider

Gebäudereinigerkolonne

Jubilärfest

Hobby

Das neue eheliche Güterrecht

Rentner müssen Fristen beachten!

Der neue Jugendausschuß

Aus unserer Heimat

Briefkasten

Aus meinem Herbarium

Mutter kam von drüben

Wir fahren mit dem Freiballon

Fälscherkünste

Büchergilde

Das gute Buch

Monsieur Monier

Krane aus Blech

Zwölfzöller

Die Kunst zu reisen

Sachsen — Land der Kontraste

Unser Rätsel

Nee — so was!

Hüttenkicker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,

Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW, 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 19 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.





Die wenigsten Menschen gebrauchen die geistigen Fähigkeiten, die ihnen die Natur geschenkt hat. Millionen verschwenden ihre Freizeit für völlig unnütze Dinge, die sie nicht einen Schritt weiterbringen. Ihr Leben könnte interessanter und schöner werden, wenn sie anfangen würden, ihren Geist zu trainieren und schöpferisch denken zu lernen.

Über den Erfolg im Leben

Wir lesen Zeitung, blättern in Illustrierten, hören Radio. Täglich stürmt eine Menge neuer Eindrücke auf uns ein. Trotzdem haben wir es weitgehend verlernt, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Am Arbeitsplatz und zu Hause tun wir gerade nur das, was uns aufgetragen wurde — aber nicht mehr. Wir spielen im Toto, aber wir wissen nicht mehr, wie man sein Glück selber schmiedet. Nicht die Arbeit macht uns das Leben schwer, sondern die Zähigkeit, mit der wir alte Ideen verteidigen und uns gegen Veränderungen wehren.

Es ist eine kuriose Situation: Deutsche Fachleute fahren nach den USA, um mit neuen Ideen wiederzukommen, und im eigenen Betrieb verlassen wir uns darauf, daß ein paar Vorschlagkästen am Fabrikausgang genügen sollen, um Ideen zu produzieren. Wir haben alle möglichen Vereine und Verbände. Aber warum gründen sich keine Ideenklubs?

Überall machen wir ungenügenden Gebrauch davon, unsere Mitarbeiter im schöpferischen Denken auszubilden. Man braucht nur die Stellenanzeigen in den Tageszeitungen zu lesen. Da wimmelt es von Inseraten, in denen „Männer mit Ideen“ gesucht werden. Nicht Fachkenntnisse allein, sondern die Fähigkeit, schöpferisch denken zu können, entscheidet darüber, wer im Leben erfolgreicher ist. „Manche haben diese Fähigkeit — manche haben sie eben nicht“, hört man als Einwand, wenn ein Mitarbeiter durch seine Idee Anerkennung und Belohnung gefunden hat. „Das Auge ist das Einfalltor der Weisheit“, sagt Goethe. Die erste Stufe im schöpferischen Denken heißt deshalb „bewußtes Beobachten“:

- Mache die Augen auf und studiere, wo die Fehler und Schwächen einer Sache liegen, die du verbessern willst.

- Bleibe nicht stur an einer Idee kleben, wenn du mit der Lösung nicht weiterkommst. Laß sie eine Zeitlang im Unterbewußtsein ruhen. Eines Tages wird dir ein Einfall kommen, und du kannst deine Idee weiterentwickeln.
- Diskutiere über deine Gedanken mit guten Freunden und Kollegen. Manchmal werden dir im zwanglosen Gespräch Zusammenhänge klarer, die du vorher nicht erkennen konntest.
- Lies Bücher und besuche Vorträge. Sie sind eine Fundgrube für Ideenjäger und geben dir immer neue Anregungen. Wir haben eine gute technische Bücherei.
- Schaffe dir ein kleines Büchlein an, das du ständig bei dir trägst, und notiere dort alle Gedankenblitze, über die es sich lohnt, später einmal gründlich nachzudenken.

Wissenschaftler haben ausgerechnet, daß bei dem augenblicklichen Energieverbrauch die Ölvorräte der Erde in einigen Jahrzehnten erschöpft sein werden. Und so ist es noch mit anderen lebenswichtigen Rohstoffen. Das ist kein Grund zum Verzweifeln. Wir müssen nur begreifen lernen, daß nicht Rohstoffmangel, sondern ein Mangel an Ideen zu wirtschaftlichen und politischen Krisen führen könnte. Unser Problem besteht darin, zu erreichen, daß mehr Menschen in der Welt schöpferisches Denken lernen und es täglich anwenden. Im Betrieb und zu Hause, überall können wir damit beginnen, diese Fähigkeit, die in jedem Menschen ruht, auszugraben, anstatt die Hände in den Schoß zu legen und unsere Mitmenschen um ihren Erfolg zu beneiden.

Im Festsaal unserer Hütte fand vor geladenen Gästen — zu denen neben den Leitern unserer Betriebe und Abteilungen auch die Mitglieder des Betriebsrates, Vertrauensleute und Mitglieder des Aufsichtsrates gehörten — eine Gedenkstunde an den 1. Oktober 1947 statt. In ihr wurde auch der nach einer Idee von Alfred Berndsen unter der Regie von Johannes Hoischen von Helmut Hering gedrehte Farbfilm „Im Mittelpunkt steht der Mensch“ uraufgeführt. Der Film wird in mehreren Veranstaltungen allen Belegschaftsmitgliedern gezeigt werden.

ZEHN JAHRE

Wir alle faßten an

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen führte aus:

Zu einer bescheidenen Gedenkstunde aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Mitbestimmungsrechtes heiße ich Sie alle herzlich willkommen.

Der heutige Tag rechtfertigt einen kurzen Blick auf das, was nach dem Zusammenbruch war. Statt vieler Worte gestatten Sie mir, durch einige aus Hunderten Aufnahmen wahllos herausgegriffene Bilder zu zeigen, wie unser Werk bei Kriegsende ausah. (Hier wurden 20 Fotos von den Trümmerbergen der Betriebe unseres Werkes gezeigt.)

Das also war unser Werk, das durch zahllose Fliegerangriffe dermaßen zerstört war, daß seit November 1944 keine Produktionsmöglichkeit mehr bestand.



Nach dem Zusammenbruch stand das Werk auf der Demontageliste. Die Siegermächte gaben keine Wiederaufbaulaubnis und demontierten wertvolle Anlagen, soweit sie noch bestanden. Zu allem kam, daß bei den 19 Bombenangriffen auf die Stadt Dortmund 2804 Mitarbeiter des Werkes total und 10 729 Mitarbeiter teilweise — also Tausende Kollegen mehrmals — ausgebombt wurden. Die soziale Lage unserer Arbeitnehmer war katastrophal. Sie mußten weit unter dem Existenzminimum ihr Leben fristen,

wodurch nicht nur der Leistungswille, sondern auch die Leistungsfähigkeit stärksten Belastungen ausgesetzt wurde. Trotz allem faßten unsere alten Mitarbeiter an. Und es muß klar anerkannt und auch ausgesprochen werden, daß neben unseren Technikern und Kaufleuten gerade die Betriebsräte und gewerkschaftlichen Vertrauensleute sich ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte des Werkes dadurch erwarben, daß sie ihren Arbeitskollegen plausibel machten, daß sie Hunger und Kälte und Not am besten bei der Aufbauarbeit in den Betrieben vergessen könnten, daß sie alle Hand anlegen müßten, um das Werk zu retten.

Mit großen Einschränkungen wurde im November 1945 eine Betriebserlaubnis erteilt. Nach Überwindung der erheblichen Anlaufschwierigkeiten wurde die Erzeugung im Jahre 1946 aufgenommen.

Die Produktionsleistung lag zunächst bei nur 3680 Tonnen Rohstahl. Im September 1947 — mit dem 1. Oktober 1947 setzte praktisch die sogenannte Neuordnung in unserer Hütte ein, der Tag, dessen wir heute besonders gedenken — im September 1947 also betrug die Rohstahlproduktion 21 400 Tonnen. Ihr steht gegenüber die Rohstahlproduktion des vergangenen Monats mit 168 685 Tonnen, die eine absolute Höchstleistung in der Geschichte unserer Hütte ist. Vergleichsweise betrug die Höchstproduktion der Vorkriegszeit, nämlich die von März 1939, 123 536 Tonnen.

Im September 1947 waren auf der Hütte insgesamt 6147 Arbeitnehmer beschäftigt — heute sind es über 15 000.

Das sind sehr beachtliche Zahlen. Hinter ihnen verbirgt sich eine Unsumme von Arbeit, Verantwortung, Leistung. Und ich möchte klar aussprechen, daß dieses alles nur zu erreichen war, weil wir alle gut und verständnisvoll zusammenstanden: Aufsichtsrat, Vorstand, Betriebsrat und Belegschaft.

Vor zehn Jahren wurde im Rahmen der alliierten Gesetzgebung die Gründung des „Hüttenwerks Dortmund“ — das wenig später in „Westfalenhütte“ umfirmiert wurde — vollzogen. Mit diesem Tag wurden gleichfalls Schritte in das Neuland der Mitbestimmung getan. Sie erhielt später ihre gesetzliche Fundierung.

Es taucht jetzt die Frage auf, ob ein solcher Tag Grund sei für eine Gedenkstunde. Lassen Sie mich unmißverständlich sagen: Ich halte es geradezu für eine Pflicht, jenes Tages zu gedenken, an dem im deutschen Wirtschaftsleben neue Wege zur sozialen Befriedung beschritten wurden. Es wurde ein Anfang gemacht, und wir, die heutige Generation, stehen in einer Umwälzung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Formen. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß wir erst am Anfang einer weltumspannenden Umwälzung stehen. Niemand kann heute schon Endgültiges sagen, welche Wege gegangen werden. Um so mehr haben wir Veranlassung, mit größtem Ernst uns der Probleme der Mitbestimmung anzunehmen.

Wir zeigen Ihnen heute unseren Film:

„Im Mittelpunkt steht der Mensch“

Der Film ist Zeugnis der Aufbauarbeit. Er soll bewußt andeuten den heutigen Stand betrieblicher Sozialpolitik — gerade weil wir uns darüber klar sind, daß die betriebliche Sozialpolitik, die oft nicht mehr war als eine längst überlebte patriarchalische Fürsorge mit dem Beigeschmack des Wohlfahrtsmäßigen, heute sehr stark in der Diskussion des Für und Wider steht.

Und ich darf andeuten, daß sicherlich durch die jüngste politische Entscheidung gerade im sozialen Raum Fragen, Forderungen und Probleme auf uns zukommen werden, denen wir nicht ausweichen können, sondern mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben werden.

Sicherlich kann der eine oder andere Weg anders gegangen werden. Auch in unserer Westfalenhütte haben wir in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch, als unsere Mitarbeiter hungernd und frierend an ihren zerstörten Maschinen standen, manches tun müssen — ich denke beispielsweise an die Versorgung mit Lebensmitteln —, das heute nicht mehr nötig ist. Heute pflegen wir immer mehr die Eigeninitiative des einzelnen.

Die Zusammenarbeit der Menschen untereinander ist die Basis für den gesellschaftlichen und sozialen Aufstieg. Zusammenarbeit bedeutet aber Anerkennung der Persönlichkeit, des Individuums. So wird und so sollte der Mensch im Mittelpunkt stehen. Und so wird auch der Mensch die aus Wissenschaft und Forschung in fortschreitender Entwicklung befindliche technisierte Welt sich zur Dienerin machen.

Es war nicht immer so, und es ist auch auf dieser Welt noch nicht überall so, daß der Mensch im Mittelpunkt steht. Wäre das der Fall, würden wir nicht in einer sehr spannungsgeladenen und dazu noch äußerst gefährvollen Weltsituation leben.

Die Welt des 19. und 20. Jahrhunderts, die die umwälzendste technische Revolution brachte, hat es nicht vermocht, durch eine der technischen Entwicklung entsprechende gesellschaftliche Formgebung dem Menschen gerecht zu werden. Bis zum heutigen Tage sind die Segnungen der ersten technischen Revolution noch nicht allen Menschen zugute gekommen. Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Mitbestimmungsrechtes rufe ich daher mahnend allen Verantwortlichen zu: Heute schon sollen sich die Verantwortlichen und dazu Berufenen darüber Gedanken machen, welche Organe die menschliche Gesellschaft bereit ist zu entwickeln, um die Segnungen der zweiten technischen Revolution allen Menschen zugute kommen zu lassen. Die Menschheit darf nicht wieder unvorbereitet vor diesem Phänomen stehen.

Ich glaube, so gesehen, hat die heutige Gedenkstunde einen tieferen Sinn, als viele glauben. Die Mitbestimmung ist ein Teil dieses neuen Weges. Lassen Sie uns aus dieser Verantwortung, die alle Anwesenden mitzutragen haben, die Feierstunde begehen. Dazu mein herzlichstes: Glückauf!

Mitbestimmen heißt dem Unternehmen dienen

Betriebsratsvorsitzender Wilhelm Steegmann führte aus:

An Hand der Lichtbilder, die wir soeben gesehen haben, vermögen wir zu ermessen, welch ein weiter Weg es war, der vom Zusammenbruch im Jahre 1945 bis heute geführt hat. Und wenn wir am heutigen Tage zu einer Gedenkstunde zusammengekommen sind, dann glaube ich, ist das für den Arbeitnehmer, der vor 10 Jahren an einem Wendepunkt seines gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mitwirkens stand, besonders bedeutungsvoll. Vor 10 Jahren hat Herr Arbeitsdirektor Berndsen in die Hoesch-West-

falenhütte, damals noch Hüttenwerk Dortmund genannt, seinen Einzug gehalten. Neben der Einsetzung eines gleichberechtigten Vorstandsmitgliedes wurde der Aufsichtsrat paritätisch besetzt und damit der Grundstein für eine Mitbestimmung gelegt, wie sie uns nach 1945 vorschwebte. Die gewählten Arbeitnehmervertreter waren sich dieser großen Aufgabe bewußt. Heute können sie auf eine erfolgreiche Zeitspanne zurückblicken. In ihr wohnen große Erfolge auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet,



die zweifellos das Ergebnis harmonischer Zusammenarbeit sind. Aus damals noch wenigen Arbeitsplätzen ist heute eine Vielzahl geworden. Unsere Belegschaftsmitglieder, deren Wohl und Wehe uns immer erstes Anliegen sein muß, haben ein Recht darauf, daß ihr Arbeitsplatz erhalten und konstant bleibt. Wenn im Zeichen der Mitbestimmung der heutige Stand erreicht werden konnte, dann waren auch die herausgestellten Männer, die die Mitbestimmung ausübten, sich völlig darüber im klaren, daß mitbestimmen mitverantworten heißt.

Mitbestimmen heißt: aufbauen, ausgleichen, wirtschaften, kurz: dem Unternehmen dienen.

Ein gesundes, leistungsfähiges und konkurrenzfähiges Unternehmen sichert der jetzigen wie der nachfolgenden Belegschaft ihren Dauerarbeitsplatz bei gerechtem Anteil am Arbeitsergebnis. Es verbürgt vorbildliche Sozialleistungen, die die persönliche Freizügigkeit und Würde des einzelnen nicht beeinträchtigen dürfen.

Im Mittelpunkt des Unternehmens jedoch steht der Mensch. Als wertvollstes Gut gebührt ihm besondere Beachtung. Er hat ein Recht auf Schutz gegen Unfallgefahren und Gesundheitsschäden. Er verdient, menschenwürdig behandelt, gerecht entlohnt und seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechend eingesetzt zu werden. Diese Pflicht obliegt dem Aufsichtsrat und Vorstand ebenso wie der Betriebsvertretung. Ihre Aufgaben haben durch die Mitbestimmung etwas Gemeinsames bekommen.

In klarer Erkenntnis dieser Sachlage hat sich im vergangenen Jahrzehnt bei der Hoesch-Westfalenhütte AG eine Zusammenarbeit entwickelt, die vertrauensvoll und zugleich erfolgreich war. Wir registrieren das mit besonderer Genugtuung und verbinden damit gleichzeitig den Wunsch, daß die bisherige fruchtbare Atmosphäre dieser Gremien weiterhin erhalten bleiben und sich vertiefen möge.

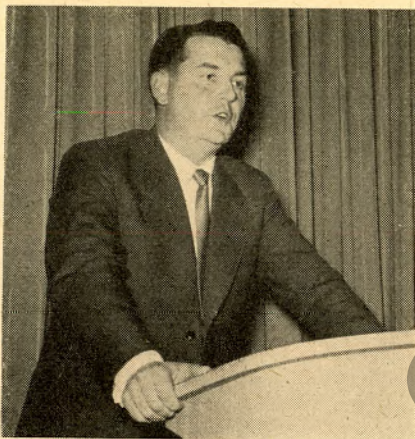
Unvergessen sollen die unzähligen Taten und Leistungen derer sein, die das fast völlig zerstörte Werk durch mutiges Beginnen der Wiederaufbauarbeit vor dem völligen Verfall retteten.

Besonderen Dank schulden wir denen, die mitgeholfen und beigetragen haben, aus dem Werk das wieder zu machen, was es heute ist.

In diesen Dank sind eingeschlossen alle der Hoesch-Westfalenhütte angehörenden aktiven Kräfte sowie die ausgeschiedenen Belegschaftsmitglieder, sei es durch Pensionierung, natürlichen oder Unfalltod, angefangen beim jüngsten Lehrling bis hinauf zu Vorstand und Aufsichtsrat.

Der Weg nach oben ist beschritten und klar vorgezeichnet. Sein Ziel zu erreichen, wird unsere künftige Aufgabe sein. Wägend, wagend, schaffend, jeder an seinem ihm zugewiesenen Platz, werden wir auch künftiger Schwierigkeiten Herr werden, wenn uns alle der Leitspruch bewegt: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.“

Und damit ein herzliches Glückauf für eine erfolgreiche, frohere und vor allem friedliche Zukunft!



Die Entwicklung der betrieblichen Mitbestimmung

Der 1. Bevollmächtigte der Industriegewerkschaft Metall, Dortmund, Karl-Heinz Troche, legte dar:

Es ist meine Aufgabe als Vertreter der Gewerkschaft, die für den Wirtschaftsbereich der Eisen- und Stahlindustrie zuständig ist, im Rahmen dieser Feierstunde zur 10jährigen Wiederkehr der Gründung der Hüttenwerke Dortmund das Problem der betrieblichen Mitbestimmung anzusprechen. Ich darf mich an dieser Stelle für diesen ehrenvollen Auftrag recht herzlich bedanken und Ihnen zugleich die Grüße und die Glückwünsche der Ortsverwaltung der Industriegewerkschaft Metall, Dortmund, zu diesem Tag überbringen. Feierstunden dieser Art sind Stunden der echten Besinnung, die uns eine sehr entscheidende Frage der deutschen Wirtschaft und damit auch eine Frage des Volkes ins Gedächtnis zurückrufen sollen:

Die Frage um das betriebliche Mitbestimmungsrecht in der Montanindustrie.

Es erscheint geradezu in der heutigen Zeit sehr wichtig und wesentlich, sich mit dem Werden dieses Mitbestimmungsrechtes auseinanderzusetzen, um der Gefährlichkeit des Vergessens um diese Probleme einen Einhalt zu gebieten.

Das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 war ein echter Zusammenbruch von Staat und Wirtschaft. Infolge des Luftkrieges war ein großer Teil von Industriewerken, des Verkehrs, der Verwaltungen schon vor dem Einmarsch der Alliierten völlig lahmgelegt. Das wichtigste industriewirtschaftliche Zentrum Deutschlands, das Ruhrgebiet, war monatelang Schauplatz einer militärischen Einkesselung eines bisher nicht gekannten Ausmaßes gewesen. Was der Luftkrieg stehengelassen, wurde im Landkrieg und durch eigene Zerstörungen auf dem Rückzug fortgesetzt. Mit ihrer Deklaration über die Niederlage Deutschlands vom 5. Juni 1945 übernahmen die Alliierten die Regierungsgewalt.

Mit der Proklamation Nr. 1 vom 30. August 1945 wurde der Kontrollrat eingesetzt, dem die oberste Gewalt übertragen wurde.

Seine Rolle wurde jedoch sehr stark begrenzt durch die Aufteilung in vier Besatzungszonen, in denen sich jede Besatzungsmacht zunächst für sich einrichtete.

Die britische Besatzungsmacht, die für unseren Bereich zuständig war, schuf eine eigene Wirtschaftsverwaltung, die in verschiedene Verwaltungsbezirke untergliedert war. Nach und nach wurden deutsche Berater mit herangezogen und deutsche Verwaltungsstellen gebildet.

Die in den Ruinen der Wohnungen und Fabriken zurückgebliebenen Arbeiter und Angestellten arbeiteten bald wieder trotz der zerstörten Hallen, der völlig unzureichenden Nahrung und der ebenso unzureichenden Wohnungen. Sie kämpften ebenso unverdrossen gegen die Demontage und damit um die Erhaltung der Produktionsstätten, der Lebensbasis unseres Volkes.

In dieser Zeit war die Zusammenarbeit aller Schichten unseres Volkes eine Selbstverständlichkeit. Es darf deshalb nicht als sonderbar gewertet werden, daß man sich schon bald Gedanken darüber machte, wie nun alles werden sollte.

Die Forderung nach Mitbestimmung der Arbeitnehmer

in der Wirtschaft ist nicht neu. Sie ist im Grunde genauso alt wie die Arbeiterbewegung. Sie nahm zum erstenmal konkrete Formen in dem Artikel 165 der Weimarer Verfassung an, in dem es unter anderem hieß:

„1. Die Arbeiter und Angestellten sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Organisationen und ihre Vereinbarungen werden anerkannt.

2. Die Arbeiter und Angestellten erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen gesetzliche Vertretungen in Betriebsarbeiterräten sowie in nach Wirtschaftsgebieten gegliederten Bezirksarbeiterräten und einen Reichsarbeiterrat.“

In Ausführung dieses Verfassungsartikels ist zunächst das Betriebsrätegesetz vom 4. Februar 1920 erlassen worden. Ihm folgte durch ein Ausführungsgesetz das Gesetz über die Entsendung von Betriebsratsmitgliedern in den Aufsichtsrat vom 15. Februar 1922.

Auch in damaliger Zeit hat es — ähnlich wie bei der Auseinandersetzung um das heutige Mitbestimmungsrecht in den vergangenen Jahren — nicht an unterschiedlichen Meinungen und Stellungnahmen für und wider gemangelt. Bestand das Bestreben der damaligen Arbeiterbewegung auch zunächst nach dem Erreichen der überbetrieblichen Mitbestimmung, so kann man dennoch nicht sagen, daß die Diskussion um eine betriebliche Mitbestimmung nicht vorhanden gewesen wäre — im Gegenteil, auch das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer stand sehr stark im Brennpunkt der Debatten.

Es war also verständlich, daß in den Montanbetrieben an der Ruhr schon sehr bald konkrete Forderungen zur Mitbestimmung gestellt wurden. So kam es zwischen Vertretern der Unternehmen, den Gewerkschaften und den Betriebsräten zu Besprechungen, in denen entsprechende Vorschläge der Mitbestimmung erörtert wurden.

So erklärte Herr Jarres, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Klöckner-Werke, schon am 30. September 1945 vor den Betriebsräten des Konzerns wörtlich:

„Angesichts der großen Not halte ich es für unverantwortlich, wenn sich die Gegensätze zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern weiter zuspitzen; es müssen deshalb mit uns neue gemeinsame Wege gesucht werden, um möglichst auf allen Gebieten zu für beide Teile befriedigenden Lösungen zu kommen.“

Es folgten aus dieser Besprechung Vorschläge, wie man eine vertrauensvolle Zusammenarbeit für die Zukunft erreichen wolle:

1. Hereinnahme eines Vertrauensmannes der Gewerkschaften und der Betriebsvertretungen in den geschäftsführenden Vorstand der großen Werke mit allen Rechten und Pflichten eines ordentlichen Vorstandsmitgliedes;

2. durch Entsendung eines solchen Vertrauensmannes in den Aufsichtsrat der Gesellschaften, und zwar als stellvertretenden Vorsitzenden des Aufsichtsrates, wobei unterstellt werden müsse, daß die Aufgaben und Rechte des Aufsichtsrates in Zukunft erheblich erweitert werden müßten und dieser Vertrauensmann als Delegierter des Aufsichtsrates auch gelegentlich aktiv in die Geschäftsführung eingreifen könne;

3. durch Erweiterung der Befugnisse und des Aufgabenkreises des Betriebsrates in der Weise, daß diesem aktivere Mitarbeit in allen sozialen Fragen und der Personalpolitik der Werke eingeräumt werde.

Diese Vorschläge wurden als unzureichend abgelehnt, vielmehr wurde verlangt:

1. paritätische Besetzung des Aufsichtsrates mit je acht Vertretern der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer;

2. dazu paritätische Besetzung des Vorstandes mit je zwei Arbeitnehmern und Arbeitgebern.

Eine praktische Lösung konnte in diesen Tagen nicht erreicht werden.

Aus der Aufsichtsratssitzung der Klöckner-Werke vom 22. Januar 1946 wurde bekannt, daß man im Grundsatz mit einer

verantwortlichen Mitwirkung der aufbaubereiten Arbeitnehmerschaft

bei den größeren Unternehmen einverstanden sei. Eine solche Regelung könne jedoch nicht für ein einzelnes Unternehmen allein getroffen werden, sondern müsse auf breiter Grundlage — mindestens für das ganze rheinisch-westfälische Revier —, am besten durch eine gesetzliche Regelung für das gesamte deutsche Wirtschaftsgebiet vorgenommen werden. Dabei dürfte nicht allzuviel Zeit versäumt werden, und man erklärte sich bereit, zu einer freiwilligen Verständigung zu kommen, wenn eine gesetzliche Regelung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten wäre. Über diesen Rahmen hinaus wurden auch Gespräche über eine Ordnung in der Wirtschaft mit den damals bereits gebildeten deutschen Verwaltungsstellen geführt.

Auch die Gewerkschaften befaßten sich intern auf ihrer ersten Gewerkschaftskonferenz der britischen Zone am 12. März 1946 in Hannover mit den Problemen der Neuordnung der deutschen Wirtschaft. Neben der Sozialisierung der Grundstoffindustrie wurde die Demokratie in der Wirtschaft in den Mittelpunkt der Überlegungen gestellt.

So erklärte der verstorbene Kollege Hans Böckler, der 1. Vorsitzende des DGB: „Wir müssen in der Wirtschaft selber sein, nicht nur in den einzelnen Organen der Wirtschaft, nicht in den Kammern der Wirtschaft allein, sondern in der gesamten Wirtschaft.“ Also, der Gedanke ist der: Vertretung in den Vorständen und Aufsichtsräten der Gesellschaften.

Der Wille der Gewerkschaften fand in einer Entschliebung seinen Niederschlag, in der es unter anderem heißt: „Die Rechte der Betriebsräte bestehen in der Mitbestimmung in allen sozialen und arbeitsrechtlichen Angelegenheiten, in der verantwortlichen Mitarbeit und Mitbestimmung bei der Produktion und Verteilung des Ertrages.“

Die Gewerkschaften halten es weiter für erforderlich und notwendig, daß die Vertreter der Arbeitnehmer in den Aufsichts- und Kontrollorganen der Unternehmer paritätisch mit den Vertretern der Unternehmer beteiligt sind. Die Auswahl der Arbeitnehmervertreter obliegt den Gewerkschaften mit der Maßgabe, daß mindestens zwei Vertreter aus dem Betriebsrat genommen werden.

Die Alliierten hatten die

Kontrolle und Neuordnung der deutschen Wirtschaft

im Abschnitt 12 des Potsdamer Abkommens wie folgt festgelegt: „In praktisch möglichst kurzer Zeit muß die deutsche Volkswirtschaft dezentralisiert werden, um die bestehende, besonders in der Gestalt von Kartellen, Syndikaten, Trusts und anderen monopolistischen Vereinigungen zum Ausdruck kommende übermäßige Konzentration der wirtschaftlichen Kräfte aufzuheben.“

Die Alliierten hatten sogleich beim Einmarsch in das Ruhrgebiet die Produktionskontrolle in den Zechen übernommen. Mit der Anordnung Nr. 5 vom 22. Dezember 1945 erfolgten die Finanzkontrolle und Beschlagnahme der Eigentümerrechte. Ein Jahr später wurde durch die Allgemeine Verfügung Nr. 7 am 20. August 1946 die gleiche Beschlagnahme für die Werke der eisenschaffenden Industrie ausgesprochen.

In weiten Kreisen der Bevölkerung erwuchs die Meinung in Übereinstimmung mit dem Abschnitt 12 des Potsdamer Abkommens, daß diese Beschlagnahme zwangsläufig der Beginn einer neuen Ordnung sei, die die Überführung der Montanindustrie in Gemeineigentum zum Ziel haben müßte. Sie war auch der Auffassung, daß die Neuordnung der deutschen Wirtschaft nur eine Angelegenheit der Deutschen selbst sein könne und daß der Zustand der Beschlagnahme nur vorübergehend sein kann. Diese Auffassung wurde im August 1946 der alliierten Stahlkontrolle nähergebracht.

Der Unwille über die Verzögerung der Neuordnung machte sich in immer stärkerem Ausmaße bemerkbar. Als die konkreten Entflechtungspläne den Vertretern der Konzerne bekannt wurden, traten auch diese in Aktion.

Am 18. Januar 1947 bot der vorher schon zitierte Dr. Jarres in einem Schreiben den Gewerkschaften die Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit an. In ähnlichem Sinne äußerten sich die Vertreter anderer Großunternehmen. Man war der Auffassung, daß in allgemeiner Zusammenarbeit eigene Vorschläge zur Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie ausgearbeitet werden müßten. Diese Besprechungen fanden am 6. Februar 1947 in Düsseldorf statt. Für die Gewerkschaften war entscheidend, daß nunmehr mit der angestrebten Neuordnung endlich begonnen wurde. Die ersten diskutierten Entflechtungspläne wurden nunmehr von dem Leiter der Treuhandverwaltung, Dr. Dinkelbach, einer deutschen Organisation bei der NORTH GERMAN IRON AND STEEL CONTROL, die im Oktober 1946 durch Anordnung der britischen Stahlkontrolle gebildet wurde, vorgelegt.

Sie sahen als ersten Schritt der Entflechtung vor, daß die Eisen- und Stahlwerke Haspe, der Hörder Verein, das Werk Bochum der Eisen- und Hüttenwerke Bochum, das Hüttenwerk der Gutehoffnungshütte in Oberhausen aus ihren Konzernen gelöst und in selbständige Aktiengesell-

schaften umgewandelt werden. Dr. Dinkelbach erklärte bei der Erläuterung der Pläne, daß die Arbeiter in ehrlicher Weise in die Leitung der Werke eingeschaltet werden sollten.

Die Organe der neuen Gesellschaften wurden dann so gebildet, daß der Aufsichtsrat dem Gedanken der paritätischen Besetzung entsprach. Fünf Aufsichtsratsmitglieder vertraten die Interessen der Unternehmer. Davon wurden drei von den Konzernen vorgeschlagen; ein weiteres der Unternehmerseite nahestehendes Mitglied wurde aus dem Bereich der öffentlichen Hand gewählt und ein Vertreter aus den Leitungen der entflochtenen Gesellschaften.

Die fünf Arbeitnehmervertreter setzten sich zusammen aus zwei Mitgliedern des Betriebsrates (je ein Arbeiter und ein Angestellter), zwei Mitgliedern der Gewerkschaft (je ein Vertreter der IG Metall und des DGB) und einem weiteren Vertreter der öffentlichen Hand, der der Arbeitnehmerseite nahestand.

Das elfte Aufsichtsratsmitglied war ein Vertreter der Treuhandverwaltung. Damit war der erste Schritt am 1. März 1947 getan. Bis zum April 1948 erfolgten 20 weitere Ausgliederungen, womit die Phase der Entflechtung der Eisen- und Stahlindustrie abgeschlossen war.

Der Rückblick auf die Geschichte der Mitbestimmung an der Ruhr in den ersten beiden Nachkriegsjahren kann aber nicht an der Sitzung des Landtages von Nordrhein-Westfalen vom 4. bis 6. März 1947, in der die CDU-Fraktion sechs Anträge zur Neuordnung einbrachte, die von dem jetzigen Herrn Bundeskanzler Dr. Adenauer begründet wurden, vorbeigehen. Der einleitende Text veranschaulicht nur zu deutlich, wie in dieser Zeit weite Kreise der Bevölkerung dachten.

Dr. Adenauer erklärte:

„Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden. Nach dem furchtbaren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenbruch als Folge einer verbrecherischen Machtpolitik kann nur eine Neuordnung von Grund aus erfolgen. Inhalt und Ziel dieser

sozialen und wirtschaftlichen Neuordnung

kann nicht mehr das kapitalistische Gewinn- und Machtstreben, sondern nur das Wohlergehen unseres Volkes sein. Durch eine gemeinwirtschaftliche Ordnung soll das deutsche Volk eine Wirtschafts- und Sozialverfassung erhalten, die dem Recht und der Würde des Menschen entspricht, dem geistigen und materiellen Aufbau unseres Volkes dient und den inneren und äußeren Frieden sichert.“

Mit der Schaffung dieser neuen Gesellschaften auf der Grundlage der paritätischen Besetzung der Aufsichtsorgane und der Erweiterung der Vorstände um ein weiteres von Arbeitnehmerseite vorgeschlagenes gleichberechtigtes Vorstandsmitglied, dem Arbeitsdirektor, war die erste Phase der Mitbestimmung abgeschlossen.

Der Startschuß für eine neue Entwicklung in der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie war gegeben.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, wollte man das Gesamtproblem der Dekonzentration behandeln. Nur eines dazu: Die Entflechtungsmaßnahmen haben nicht immer eine sinnvolle Grundlage gehabt, da sie den natürlich gewachsenen Verbund zwischen Kohle und Stahl und weiterverarbeitender Industrie ausschlossen und somit den Werken die solide Existenzgrundlage entzogen. Gegen eine sinnvolle Dekonzentration haben sich alle Stellen nie gewehrt, sondern gegen die Form, wie man die Entflechtung vorgenommen hat. Eine neue Verbundwirtschaft konnte erst nach langwierigen Besprechungen zwischen der im Jahre 1949 gebildeten Bundesregierung und alliierten Stellen im Jahre 1951 in Form einer Kompromißlösung hergestellt werden.

Immer hat das Mitbestimmungsrecht Freunde und Gegner gehabt

So ist es nicht verwunderlich, daß schon bald nach Anlaufen der neuen Gesellschaft das Neugeschaffene im Brennpunkt heftiger Kritik stand. Vergessen war das Angebot zur Neuordnung der Verhältnisse, der vertrauensvollen Zusammenarbeit in allen Bereichen der Eisen- und Stahlindustrie. Meinungen wie: „Das Mitbestimmungsrecht ist der Befehlsgewalt der Besatzungsmacht entsprungen“ und: Man könne die Lösung dieser Frage nur einer deutschen Gesetzgebung überlassen, beherrschten das Tagesgeschehen. Auch der Hinweis, daß „das Mitbestimmungsrecht nicht im Einklang zum deutschen Aktienrecht“ stünde, trug nicht dazu bei, eine Beruhigung der öffentlichen Meinung zu erreichen.

Zwischenzeitlich war von den Gewerkschaften am 14. April 1950 ein Entwurf zur Neuordnung der deutschen Wirtschaft erstellt, der die Mitbestimmung der Arbeitnehmer sowohl im Betrieb als auch in den überbetrieblichen Organen der Wirtschaft forderte. Dieser Entwurf wurde im Mai 1950 von einer Denkschrift der inzwischen gebildeten Arbeitgeberverbände und dem Bundesverband der deutschen Industrie beantwortet. Danach sollte den Arbeitnehmern im Aufsichtsrat höchstens ein Drittel der Sitze eingeräumt und in wirtschaftlichen Angelegenheiten nur ein Beratungsrecht zugestanden werden.

Diese Meinungsverschiedenheiten und die damit verbundenen Spannungen veranlaßten die Bundesregierung zu der Empfehlung an Gewerkschaften und Unternehmer, zu einer Übereinkunft in all diesen Fragen zu kommen. So kam es zu den in der Geschichte der Mitbestimmung berühmt gewordenen Gesprächen in Hattenheim und Maria-Laach. Eine Regelung im Grundsätzlichen konnte jedoch nicht erzielt werden.

Die Gewerkschaften standen mit ihrer Meinung nicht allein. Auch der 73. Katholikentag im September 1949 in Bochum hatte sich mit dem

Problem des Mitbestimmungsrechtes

auseinandergesetzt. Das Ergebnis einer dreitägigen Diskussion war eine Entschliebung, die es wert ist, wörtlich zitiert zu werden: „Der Mensch steht im Mittelpunkt jeglicher wirtschaftlicher und betriebswirtschaftlicher Betrachtung. Das bisherige Wirtschaftsrecht muß durch ein Betriebsrecht ersetzt werden, das den Menschen in seinen Rechten und Pflichten in den Vordergrund rückt.“

Die katholischen Arbeiter und Unternehmer stimmen darin überein, daß „das Mitbestimmungsrecht aller Menschen bei sozialen, personalen und wirtschaftlichen Fragen ein natürliches Recht in gottgewollter Ordnung ist, dem die Mitverantwortung aller entspricht. Wir fordern die gesetzliche Festlegung“.

Der Streit um die Regelung der gesetzlichen Fundierung der Mitbestimmung spitzte sich zum Ende des Jahres 1950 zu. Die Gewerkschaften waren bereit, das Errungene mit allen Mitteln zu erhalten und für das Mitbestimmungsrecht zu kämpfen. Die in den Betrieben der Eisen- und Stahlindustrie sowie im Kohlenbergbau vorgenommene Urabstimmung beleuchtete schlagartig die Situation der Zeit um die Jahreswende 1950/51.

In dieser Phase schaltete sich Bundeskanzler Dr. Adenauer ein. Es kam zu Besprechungen mit dem DGB und den Untermehrvorständen, die eine Grundlage für ein Gesetz über das Mitbestimmungsrecht bilden sollten. So kam es am 25. und 26. Januar zu der grundsätzlichen Einigung über die Richtlinien zur Mitbestimmung im Bergbau und in der eisenschaffenden Industrie. Der Bundestag verabschiedete dann am 10. April mit übergroßer Mehrheit das „Gesetz über die Mitbestimmung“ der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen des Bergbaus und der eisen- und stahlerzeugenden Industrie. Damit war die gesetzliche Fundierung erreicht.



(Von links): Direktor Franksen, Hoesch Werke AG, halbverdeckt von Direktor Dr. Harr; hinter ihm das Betriebsratsmitglied Latta; am Tisch links Oberbürgermeister Keuning; Tischmitte das Mitglied des Aufsichtsrates Oberstadtdirektor I. R. Hansmann; zwischen beiden im hellen Anzug das Mitglied des Aufsichtsrates Fabrikant Dr. Peter-Wilhelm Haurand; rechts am Tisch Johannes Hoischen

Noch einmal sollte der Streit um die Mitbestimmung aufkommen. Mit dem Entstehen der neuen Obergesellschaften — oder auch Holdinggesellschaften genannt — am Ende des Jahres 1951 machte sich die Lücke, die das Mitbestimmungsrecht gelassen hatte, bemerkbar. Zwar wurde die Mitbestimmung durch Verträge zwischen Gewerkschaften und Leitungen der Obergesellschaften ausgedehnt. Diese Ausdehnung wurde aber durch den Rechtsstreit einer Kleinaktionärin gegen die Mannesmann-Obergesellschaft sehr problematisch.

Das Mitbestimmungsrecht mußte also auf die Obergesellschaften ausgedehnt werden. Die Forderung nach dieser Ausdehnung entsprang aber nicht nur dem Rechtsstreit Mannesman, sondern auch der Tatsache, daß die Obergesellschaften über die Kapitalbeteiligung hinaus ihren Einfluß auf die Tochtergesellschaften durch sogenannte Organverträge sicherstellten. Dabei soll keineswegs verschwiegen werden, daß diese Organverträge in erster Linie auch aus steuerrechtlichen Erwägungen abgeschlossen wurden.

Wieder kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, die ihren Höhepunkt fanden, als die Meinung entstand, daß die Bestimmungen des zwischenzeitlich entstandenen Betriebsverfassungsgesetzes bezüglich des wirtschaftlichen Mitbestimmungsrechtes auch auf die Obergesellschaften Anwendung finden sollten.

Das Betriebsverfassungsgesetz sieht nur die Beteiligung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten zu einem Drittel vor. Es sieht ferner keine Beteiligung von Arbeitnehmern in den Vorständen vor. Das

wirtschaftliche Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer

ist im Betriebsverfassungsgesetz zu einem Beratungsrecht herabgesunken.

Sollte das Mitbestimmungsrecht in der Eisen- und Stahlindustrie sowie im Kohlenbergbau nicht in Gefahr geraten, mußte zwangsläufig diese Ausdehnung erfolgen. Es fehlte nicht an Gegenstimmen, die die Mitbestimmung sogar als einen „Akt der brutalen Erpressung“ bezeichneten.

Am 7. August 1956 verabschiedete dann der Deutsche Bundestag das Gesetz über die Mitbestimmung in den Obergesellschaften. Damit war die im Jahre 1945 angestrebte Reform endgültig, wenn auch mit unterschiedlicher Meinung über den Ausgang, abgeschlossen.

Gestatten Sie mir abschließend noch ein Wort über die praktische Auswirkung der Mitbestimmung. Zehn Jahre sind im Leben eines Menschen eine lange Zeit, in der Geschichte eines Unternehmens jedoch sind sie sehr kurz. Es ist daher sicherlich gewagt, schon jetzt eine Analyse über die praktische Auswirkung zu ziehen. Eines läßt sich jedoch mit Sicherheit feststellen: daß die Mitbestimmung ihre Funktionsfähigkeit in guten und schweren Tagen mit Erfolg bewiesen hat. Sie ist kein abenteuerliches Experiment. Tatsachen beweisen: Sie hat durch ihre vertrauensvolle Zusammenarbeit aller Beteiligten einen maßgeblichen Anteil an dem Zustandekommen des Aufbaues unserer Volkswirtschaft. Sie hat den Versuch unternommen, den Menschen in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen. Sie hat weiter einen maßgeblichen Anteil an der sozialen Befriedung der schaffenden Menschen und ihrer Familien.

Die Mitbestimmung hat ungeheure Werte geschaffen

Sie soll und muß ferner dazu beitragen, die im Arbeitsleben auftretenden Spannungen vertrauensvoll und fair zu beseitigen. Sie soll politischen Mißbrauch wirtschaftlicher Macht verhindern und Frieden, Gerechtigkeit und Sicherheit für alle garantieren.

Dazu sind wir alle — Aufsichtsrat, Vorstand, Belegschaft und Gewerkschaften — aufgerufen. Erfüllen wir diese ethische Verpflichtung mit unserer ganzen Kraft.

AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Unsere Belegschaft

Am 31. August 1957 waren in unserem Werk beschäftigt:

eigene Arbeiter	12 642
Unternehmerarbeiter	877
Praktikanten, Werkstudenten	194
gewerbliche Lehrlinge	464
Angestellte	1 565
technische und kaufmännische Lehrlinge	59
Gesamtbetriebsbelegschaft	15 801

Inzwischen werden laufend Unternehmerarbeiter übernommen.

Schwerbeschädigte

Am 31. Juli 1957 waren an Schwerbeschädigten beschäftigt:

in Produktionsbetrieben	158
in Instandhaltungsbetrieben	70
in sonstigen Betrieben	225
in der Verwaltung	108
in den Sozialwerkstätten	67

Die Gesamtzahl der Schwerbeschädigten mit 628 hat sich gegenüber Januar 1957 um 43 erhöht.

Arbeitszeitverkürzung

Zusammenfassend können wir berichten:

Mit dem Arbeitszeitabkommen für den Hochofenbetrieb vom 26. März 1956 zwischen dem Arbeitgeberverband und der IG Metall wurde die Arbeitszeitverkürzung der eisenschaffenden Industrie begonnen. Dieses Abkommen verkürzt die Arbeitszeit in den kontinuierlich arbeitenden Betrieben des Hochofenbereiches von 53 $\frac{1}{3}$ Stunden/Woche bzw. 56 Stunden/Woche auf 48 Stunden/Woche.

In unserem Hüttenwerk wurde die Arbeitszeitverkürzung wie folgt eingeführt:

Hochofen-Schmelzbetrieb	3. 5. 1956
Sinteranlage	5. 6. 1956
Erzvorbereitung	5. 6. 1956
Masch.-Abt. Hochofen	30. 7. 1956
Kesselanlage	3. 9. 1956

Für die Arbeitszeitverkürzung wurden insgesamt 184 Mann zusätzlich eingestellt.

Insgesamt sind 1665 Mann = 12,3 % der Gesamtbelegschaft von dieser Regelung betroffen.

Am 21. Dezember 1956 wurde von den Sozialpartnern die Arbeitszeit für die übrigen Betriebe auf 45 Stunden/Woche verkürzt.

Für die SM- und Elektro-Stahlwerke sowie die im Verbund mit diesen Stahlwerken laufenden Block- bzw. Block-Brammen-Straßen 1. Hitze konnte die 42-Stunden-Woche eingeführt werden.

Am 4. März 1957 führten wir die 45-Stunden-Woche — außer in den Maschinenabteilungen und in der Eisenbahnabteilung — ein. Nachdem die zusätzlichen Arbeitskräfte eingestellt und angelernt worden waren, wurde die Arbeitszeitverkürzung in den letztgenannten Betrieben am 3. Juni 1957 durchgeführt.

Im SM-Stahlwerk I + II und Elektro-Ofen wurde die 42-Stunden-Woche am 1. April 1957, im Stahlwerk III am 2. Mai 1957, in der Blockstraße 1 und Halbzeugstraße am 12. Mai 1957 und in der Blockstraße 3 am 18. Juni 1957 eingeführt.

Die Maschinenabteilung Stahlwerke und die Blockstraßen sowie ein großer Teil der Qualitätsstelle wurden am 1. Juli 1957 auf die 42-Stunden-Woche übergeführt.

Die Block-Brammen-Straße in der Stockheide hat am 7. Oktober 1957 mit der 42-Stunden-Woche begonnen. Es wurden für die 45-Stunden-Woche 583 Mann und für die 42-Stunden-Woche 271 Mann zusätzlich eingestellt.

Nur in der Eisenbahn sind noch nicht alle Belegschaftsmitglieder auf die verkürzte Arbeitszeit übergegangen, weil die Neueinstellung von geeignetem Personal außerordentlich schwierig ist. Außerdem ist eine längere Anlernzeit notwendig.

Zusammengefaßt kann gesagt werden, daß für die Arbeitszeitverkürzung zusätzlich eingestellt worden sind:

Hochofen-			
abkommen vom 26. 3. 56	48-Std.-Wo.	184 Mann	
Abkommen vom 21. 12. 56	45-Std.-Wo.	583 Mann	
Abkommen vom 21. 12. 56	42-Std.-Wo.	271 Mann	

1038 Mann

Es sind von der Arbeitszeitverkürzung erfaßt worden

43 Mann	84 Std./Wo.	Feuerwehr-
		Bereitschaftsdienst
137 Mann über 48 Std./Wo.		Rangierer
		u. Lokpersonal

1 665 Mann	48 Std./Wo.
9 360 Mann	45 Std./Wo.
2 937 Mann	42 Std./Wo.

14 142 Mann ϕ 44,9 Std./Wo.

Eine Überprüfung der Schichtenbücher ergab, daß tatsächlich wie folgt gearbeitet wurde:

Soll-Arbeitszeit	Ist-Arbeitszeit
48 Std./Woche	48 Std./Woche
48 Std./Woche	48,3 Std./Woche
45 Std./Woche	45,4 Std./Woche
42 Std./Woche	42,1 Std./Woche
44,9 Std./Woche	45,2 Std./Woche

Man kann sagen, daß wir die Arbeitszeitverkürzung echt durchgeführt haben. Die letzten beiden Monate werden nicht ein so günstiges Ergebnis aufweisen, da wegen der erhöhten Anzahl der Urlauber und der Grippe-Erkrankungen Überstunden gemacht werden mußten.

Die Arbeitszeitverkürzung hat sich auch auf die Sonntagsbeschäftigung der Belegschaft günstig ausgewirkt.

	Oktober 1956	Juli 1957		
	48 Std./Wo.	48-	45-	42-
	und mehr	Std./Woche		
angetr. Belegschaft je Sonntag	5245	956	2179	1550
	5245	4682		
prozentualer Anteil d. Gesamtbelegsch.	37 %	26,3 %		

Durch die kontinuierliche Arbeitsweise in den Stahl- und Blockwalzwerken wurden die Reparaturen statt auf den Sonntag jetzt größtenteils auf die Wochentage verlegt.

Lohn- und Tarifwesen

Nach dem Julibericht wurden im Zuge der Arbeitszeitverkürzung rund 250 Mann mehr eingestellt, als zunächst beabsichtigt war. Dadurch erhöht sich die durch die Arbeitszeitverkürzung eingetretene Mehrauslage an Löhnen auf rund 270 000 DM. Unter Anrechnung der Sonderzulage (127 000 DM) und des Nachtarbeiterzuschlages (90 000 DM) beträgt die Erhöhung der Lohnsumme nach Durchführung der Arbeitszeitverkürzung (Stand: 31. Juli 1957) insgesamt rund 487 000 DM monatlich.

Soziale Betreuung

In den Monaten Juni — August wurden 54 450 DM an Unterstützungen für in Notlage geratene Belegschaftsmitglieder bewilligt.

Im gleichen Zeitraum nahmen an Erholungskuren 1678 Mitarbeiter zuzüglich 296 Lehrlinge, 158 Jugendliche und 73 Kinder von Belegschaftsmitgliedern teil.

In der Kindererholungsanlage wurden täglich betreut: 62 Kinder im Kindergarten und 119 Kinder im Kinderhort.

Die Bücherei hatte im Monatsdurchschnitt über 6000 Ausleihen.

In den Teeküchen wurden im werktäglichen Durchschnitt 4200 Liter und sonntags fast 2000 Liter Tee zubereitet.

In einem Monat wurden an Belegschaftsmitglieder ausgegeben

188 000 Flaschen Sprudel
121 475 Flaschen Limonade
17 664 Flaschen Coca-Cola
79 862 Flaschen Milch.

Wohnungswesen

Nach dem Stande vom 31. August 1957 verfügen wir über 210 Werkshäuser mit 1117 Wohnungen. In ihnen wohnen 1131 Hauptmieter. In der Wohnunter-

kunft Schlägelstraße wohnen 35 und in der Unterkunft Eberhardstraße 5 Mieter. Hiervon sind

Werksangehörige	769
Pensionäre	54
Bergleute	35
Invaliden, Witwen	313

Die Zahl der Wohnungsbewerber beträgt 1118.

An Baudarlehen wurden in den drei Berichtsmonaten 41 450 DM bewilligt.

Betriebskrankenkasse

Der seit dem 1. Juli 1957 laufend erhöhte Krankenstand, der zur Zeit fast 10 Prozent beträgt, hat die Mittel der Kasse in solch einem Ausmaß in Anspruch genommen, daß unser für besondere Fälle zurückgelegtes Vermögen zur Neige geht.

Es blieb uns nur die Wahl zwischen einer ganz erheblichen Herabsetzung unserer Mehrleistungen, die ungefähr einem völligen Abbau aller Mehrleistungen gleichgekommen wäre, oder einer Erhöhung der Beiträge. Wir haben uns zur Beitragserhöhung entschlossen. Die Beiträge betragen ab 1. September 1957:

Allgemein (für Mitglieder mit vollem Krankengeldanspruch)	7,5 v. H.
für Versicherte mit Anspruch auf Fortzahlung von Arbeitsentgelt in Krankheitsfällen	5,5 v. H.
für freiwillig Versicherte, die keinen Anspruch auf Krankengeld haben und für Weiterversicherte im Ausland	4,5 v. H.
für Empfänger von Arbeitslosengeld und Arbeitslosenhilfe	7,5 v. H.
des Grundlohnes.	

Unser Mädchen für alles

In der Berichtszeit wurden 78 Kleinf Feuer gemeldet und 34 Alar me der Werksfeuerwehr ausgelöst.

Die drei Krankenwagen beförderten 1889 Personen und legten hierbei 27 510 km zurück.

Die Zahl der Diebstähle, so meldet der Werkschutz, hat erheblich zugenommen. In Verstecken wurden größere Mengen Kupfer- und Messingschrott gefunden.

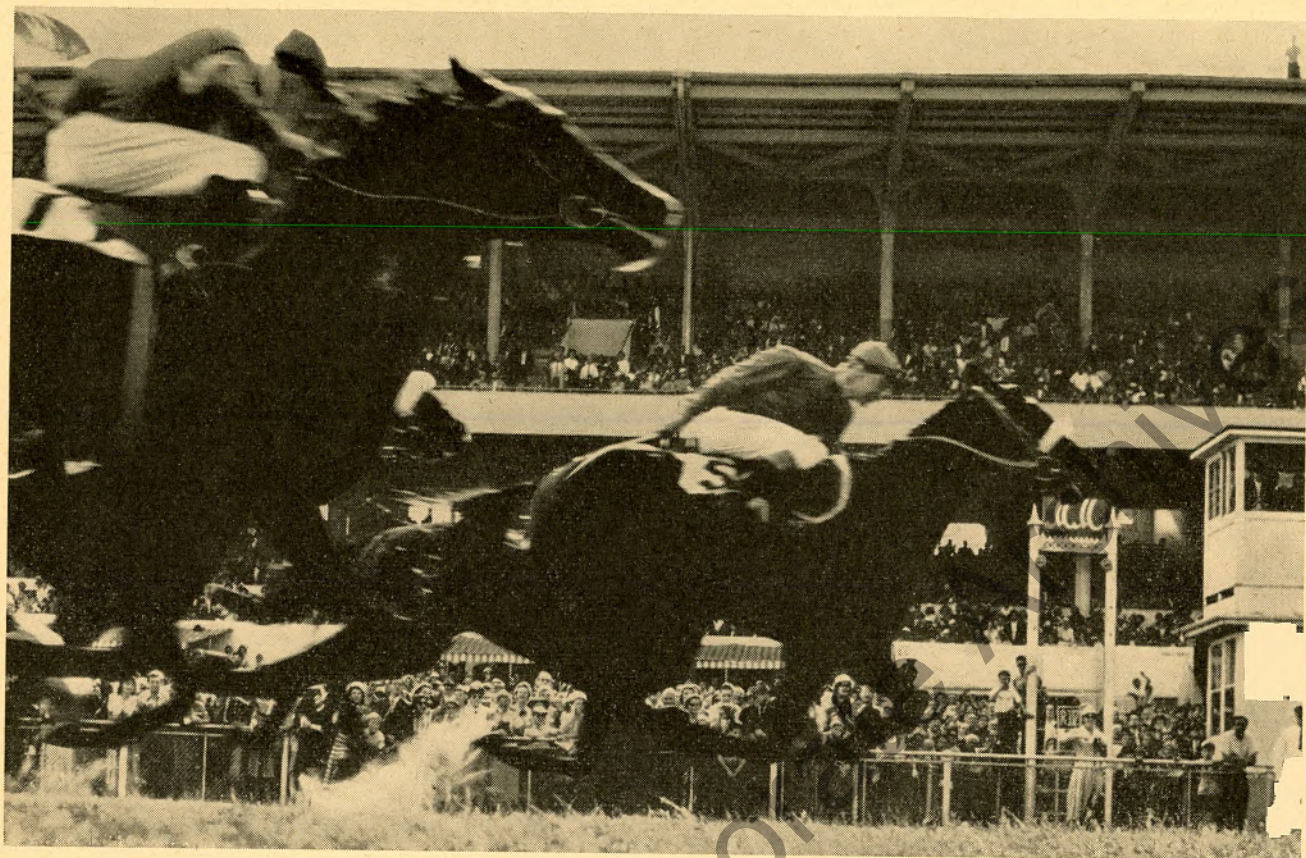
Unsere Pensionäre

Nach dem Stand vom 30. Juni haben wir insgesamt 2838 Pensionäre. Von ihnen sind 2289 Arbeiter und 549 Angestellte.

Unsere offene Tür

In den drei Berichtsmonaten hatte die Hütte 2387 Besucher. Unter ihnen befanden sich 587 Ausländer.

Müde macht uns die Arbeit, die wir liegenlassen — nicht die, die wir tun



Hochstimmung auf der Rennbahn. Tausende verfolgen mit Spannung den Kampf der Reiterelite um die Entscheidung. Der bessere Jockei, das beste Pferd werden schließlich den Großen Preis nach Hause tragen. Für Reiter und Pferd ist der Derby-Pokal der Lohn für jahrelange harte Arbeit.

Es steht fest:

*Der Bessere
wird siegen!*

Gilt das nicht auch für den Betrieb, in dem wir arbeiten? Hängt die Sicherheit unseres Arbeitsplatzes nicht davon ab, daß wir uns im wirtschaftlichen Wettbewerb behaupten? Wenn wir die Produktion steigern und unser Einkommen erhöhen wollen, wenn wir gleichzeitig eine kürzere Arbeitszeit anstreben, dann brauchen wir ständig neue Ideen, um diese Ziele zu verwirklichen. Wir leben heute anders als früher. Die Revolution, die in den menschlichen Hirnen stattfand, hat das Gesicht der Erde verändert. Auch in der Fabrik ist es anders geworden. Manche Arbeit, die früher von drei Mitarbeitern verrichtet wurde, bewältigt heute ein einziger Mann einfacher und leichter. *Wir setzen Maschinen ein, um menschliche Arbeitskraft zu sparen. Die Pessimisten, die das Gespenst der Arbeitslosigkeit an die Wand malten, haben nicht recht behalten.*

Wenn wir mithelfen, durch eigene Ideen die Unkosten zu senken und die Produktion zu steigern, können viele unserer Wunschträume schneller in die Tat umgesetzt werden, als wir denken. Unsere Initiative entscheidet! Heute geht es in der Wirtschaft — und vor allem in Mitbestimmungsbetrieben — darum, daß *alle* „unternehmerisch denken“. In diesem Punkt sollte es keinen Unterschied zwischen leitenden Angestellten und Mitarbeitern des Betriebes geben. „Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, sagte der große Philosoph Immanuel Kant. *Statt Schwierigkeiten einfach hinzunehmen, sollten wir darüber nachdenken, wie wir bestimmte Dinge besser machen könnten.* Eine gute Idee, ein Vorschlag sind zu allen Zeiten die Leistung eines Mannes gewesen, der über eine Sache wirklich nachgedacht hat.

Gute Ideen sind der Motor des Fortschritts!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Willi Lohsträter, Kaltwalzwerk. Die von ihm vorgeschlagene Abschrägung der Haspelkante A 10 wird vorgenommen, so daß ein doppeltes Auflaufen des Bandes leichter vermieden werden kann, als das bisher der Fall war. Ebenfalls wird die Markierung an dem Haspel angebracht, so daß es dann möglich sein wird, die Bänder genau einzustellen und somit ein Schiefelaufen zu vermeiden.

Sigmund Rospenda, Elektrotechnische Abteilung: Die von ihm vorgeschlagenen Blechtüren an der Kraftverteilanlage, die bisher laufend durch Schlackenspritzer der Stumpfschweißanlage beschädigt wurden, sind angebracht worden. Kabelbrände und andere Schäden werden hierdurch vermieden.

Willi Schäfer, Elektrostahlwerk: Durch die auf seinen Vorschlag hin durchgeführte Änderung der bisher üblichen Körner an den Stripperzangen, die zum Strippen der heißen Blöcke benutzt werden, in solche, die mit Rillen und Flächen versehen waren, ist der Verschleiß dieser teuren Werkstücke vermindert worden.

Helmut Milwa, Lokabteilung: Das auf seinen Vorschlag hin angebrachte Lichtsignal zur Unterrichtung der Bedienung des Mischers, das von der Mischerlok bedient wird, hat sich gut bewährt, so daß jetzt der Bahnverkehr an dieser Stelle störungsfrei verlaufen kann.

Friedrich Hafermann, Walzwerk IV/V: Durch die von ihm vorgeschlagene Änderung im Fundament des Walzenständers ist es jetzt möglich, die Bodenkeilschraube auszuwechseln, das heißt zu erneuern, ohne den Walzenständer ganz lösen und entfernen zu müssen. Die Arbeit wird hierdurch wesentlich verkürzt.

Heinz Werth, Trägerlager: Durch die von ihm vorgeschlagene Umänderung der Bolzen an den Blockzangen ist es jetzt nicht mehr so leicht möglich, daß sich die Bolzen während des Arbeitens mit den Zangen, die zum Verladen von Rohblöcken verwendet werden, lösen. Die Unfallgefahren waren bisher erheblich für die Leute, da diese immer dicht an den Blöcken stehen mußten, um sie an- bzw. abzuhängen.

Jubilare Oktober 1957

40

HECKMANN, FRITZ
Maschinenabteilung
STOEWER, GEORG
Drahtverfeinerung
WESTER-EBINGHAUS, HEINR.
Elektrotechnische Abteilung
BUNTE, BERNHARD
Mechanische Werkstatt
RINDFLEISCH, AUGUST
Maschinenabteilung
MULLER, FRANZ
Drahtverfeinerung
BIERE, HERMANN
Steinfabrik
GREUEL, EDMUND
Werk Barop
STENDER, ERNST
Bauabteilung

25

ALBIEZ, JOSEF
Eisenbahnwerkstatt
JOSTES, JULIUS
Hochofen
SCHWINGE, ERICH
Hochofen
TRIBULEIT, GUSTAV
Werksaufsicht
BINDER, MAX
SM-Stahlwerk
HOFFMANN, FRIEDRICH
SM-Stahlwerk
KRÄMER, HEINRICH
Maschinenabteilung
GELONNEK, HERMANN
Maschinenabteilung
SCHARMACH, VIKTOR
Maschinenabteilung
SCHUTTE, ALBERT
Maschinenabteilung
RÖSLER, WILHELM
Maschinenabteilung
BERGKEMPER, HEINRICH
Bauabteilung
JOKSCH, BERTHOLD
Bauabteilung
TETZLAFF, AUGUST
Kaltwalzwerk
RUPPEL, AUGUST
Bauhof
HUBRICH, EDMUND
Liegenschaften
BIEL, FRANZ
Maschinenabteilung
CZISKE, EMIL
Maschinenabteilung
SKEIDE, KARL
Maschinenabteilung
KROHN, OTTO
Hochofen
BEERHEIDE, ERICH
Maschinenabteilung
MOSZYK, EDMUND
Werk Barop
BENDIGS, HANS
Kaltwalzwerk
REICH, WILLI
Sportanlage

Verdienstvolle Mitarbeiter

Wilhelm Stahl, Waggonwerkstatt: Die auf seinen Vorschlag hin geänderten Düsen an den HO-Schlackenpfannen werden zur Zeit ausprobiert. Schon jetzt kann gesagt werden, daß durch diese Änderung die Haltbarkeit der Düsen gesteigert wird, so daß Lohn- und Materialersparnisse eintreten. Um die genaue Ersparnismöglichkeit festzustellen, bedarf es noch eines längeren Zeitraumes zum Ausprobieren. Es wurde deshalb auf eine vorläufige Prämie erkannt, die dann, nachdem das endgültige Ergebnis vorliegt, entsprechend erhöht wird.

Wilhelm Nenntwich, Elektrotechnische Abteilung: Beim Reinigen der Filter der Walzmotoren Ww. I und III kann teilweise nicht auf Tri verzichtet werden. Um die Belästigung durch die Dämpfe auf ein Mindestmaß herabzusetzen, soll die von Nenntwich vorgeschlagene Entlüftung angebracht werden.

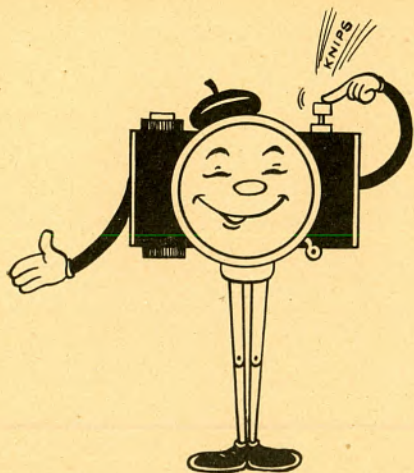
Günter Dahlmann und Adalbert Giezek, Zementfabrik: Durch die vorgeschlagene Sicherung des Laufsteiges am Drehkran Zementfabrik sind Unfälle weitgehend ausgeschaltet worden. Die Lösung war nicht einfach, und die beiden Vorschlagenden haben sich viel Gedanken darüber gemacht.

Heinrich Ottensmeyer, Elektrotechnische Abteilung: Der vorgeschlagene Zugang zum Pfannenkran II im Thomaswerk ist sehr zweckmäßig, vor allen Dingen zur Verhütung von Unfällen. Der Betrieb will diesen Zugang recht bald ausführen.

Otto Lüder, Drahtverfeinerung: Zum Schutz bei den Arbeiten an der Patentierung schlug Lüder besondere Schutzschürzen vor, die von der Sozialwerkstatt angefertigt werden. Die Schürzen haben sich bewährt.

Franz-Josef Füchtenschnieder, Telefonwerkstatt: Der Betrieb hat die vorgeschlagene Schutzvorrichtung für den Riemenantrieb in der Schreinerei anbringen lassen, so daß Unfälle an dieser Stelle vermieden werden.

Dieter Willemsen, Abteilung Eisenbahnwesen/Werkstätten, erhielt für Rettung aus Unfallgefahr eine Belohnung vom Werk.



Für unsere FOTOFREUNDE

Gemeinsam mit einer großen Illustrierten startet die Gesellschaft zur Förderung der Fotografie e. V. einen neuartigen Wettbewerb für alle Fotografen. Jeder Leser der „Bunten Illustrierten“ erhält nacheinander drei „Arbeitsbogen“ im Illustriertenformat, die er durch Einkleben seiner Fotos und Bildtexte nach eigenen Ideen zu seiner ganz privaten Illustrierten gestalten soll.

Arbeitsbogen, Teilnahmebedingungen und praktische Anleitungen sind außerdem kostenlos in allen Fotogeschäften erhältlich. Der Wettbewerb läuft in drei Etappen bis zum Januar 1958. Jeder Teilnehmer erhält eine Urkunde über seine Leistung.

Der Jury gehören bekannte Fotoexperten an und prominente Fotoamateure aus Sport und Film. Für die Fotografierenden enthält dieser Wettbewerb nicht nur die Möglichkeit zum Gewinn eines der 3000 wertvollen Preise, sondern auch viele Anregungen, wie man künftig in modernem Stil Fotos aufbewahrt und als Dokumente persönlicher Erlebnisse für sich und andere über Jahre hinaus lebendig macht.

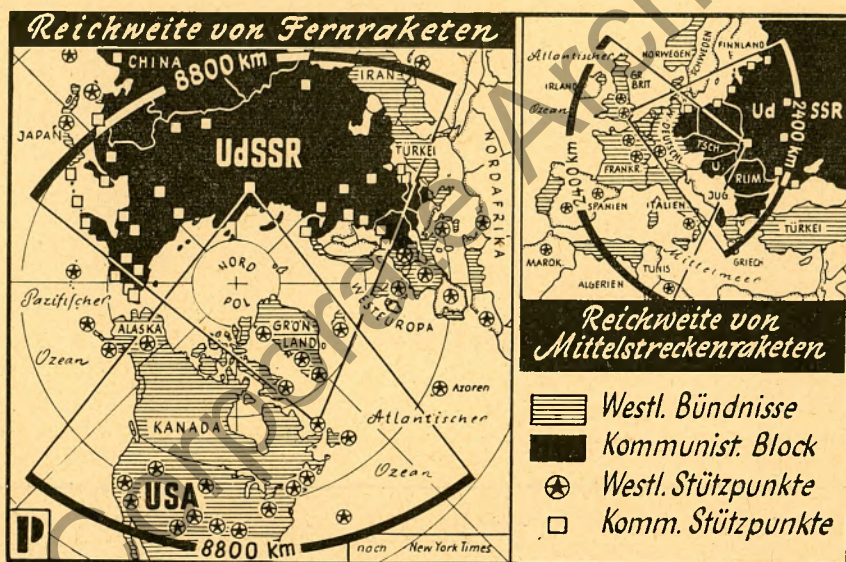
WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Wettrennen um Fernraketen

Für eine Reichweite von 8800 km ist die amerikanische Fernrakete „Atlas“ berechnet, die am 11. Juni an der Küste von Florida bei einer ersten Erprobung vorzeitig abstürzte.

Die Sowjets haben kürzlich mitgeteilt, daß das von ihnen entwickelte interkontinentale Raketengeschoß mit einer Reichweite von etwa 10 000 km erfolgreich ausprobiert worden sei.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die Amerikaner, die später als die Russen mit der Entwicklung dieser raumgreifenden Waffe begonnen



haben, in kurzer Zeit ebenfalls in der Lage sein werden, ein interkontinentales Raketengeschoß abzufeuern, das zumindest jeden industriellen Schwerpunkt der UdSSR erreichen kann.

Es dürfte aber noch ein bis zwei Jahre dauern, bis hier und dort die Serienproduktion für die neuen Fernraketen aufgenommen werden kann. Es ist längst bekannt, daß sowohl die USA wie die UdSSR über Mittelstreckenraketen verfügen, die eine Reichweite von etwa 2400 km haben.

Freie Wirtschaft braucht freie Menschen

Es gibt Menschen, die mit möglichst lückenlosen Anordnungen, Verordnungen, Weisungen — oder was es sonst noch an Mitteln eines perfekten Verwaltungskörpers geben mag — alles regeln wollen. Diese Methode züchtet auf die Dauer „Marionetten“, die nur noch ihre Arbeit nach Schema erledigen, die nichts entscheiden, was nicht schon vorher als möglich festgelegt wurde. Das sind Menschen, die selbst zur Apparatur geworden sind, und Betriebe, in denen einige führende Leute alles selbst regeln wollen. Wenn sie einmal abwesend sind, bleibt eher die Arbeit liegen, als daß ein Sachbearbeiter, der im allgemeinen die Einzelheiten viel besser kennt als sein Chef, selbständig handelt. Man könnte einwenden, daß dieser „Schwund“ an Verantwortung nicht von den jeweiligen Persönlichkeiten verursacht wurde, sondern von der Konzentrationstendenz in Wirtschaft und Verwaltung, vom Hang zum Großbetrieb oder zur Kapitalzusammenballung in wenigen Schwerpunkten, vom Wachstum des „Molochs“ Staat und von der Vermassung in unserer Epoche.

Die Forderung nach mehr Verantwortung

ist nicht an irgendeine Größenordnung eines Betriebes oder einer Verwaltungsstelle gebunden. Aber der Mammutbetrieb „fährt“ besser, wenn er die einzelnen Teilfunktionen möglichst eigenständig erledigen läßt. Voraussetzung ist natürlich die Qualifikation der betreffenden Abteilungs- oder Ressortleiter. Man kommt mehr und mehr davon ab, wie auch die Entwicklung in den USA zeigt, in Großunternehmen durch die Riesenorganisation einer Zentrale alle Funktionen zu kontrollieren oder gar abzuwickeln. Man schafft vielmehr in zunehmendem Maße möglichst selbständig handelnde Betriebseinheiten, die wie ein gesondertes Unternehmen geführt und die eigentlich nur noch durch gemeinsames Kapital zusammengehalten werden. Bei den großen Apparaturen, wie sie heute im staatlichen oder wirtschaftlichen Bereich bestehen, sind eine möglichst durchdachte Organisation, ein schematisierter Arbeitsablauf Voraussetzung für wirtschaftliche Arbeitsweise.

Aber es gibt trotzdem zahlreiche Varianten in der praktischen Durchführung. Man sollte jedes Reglement, jede Organisation, jedes Schema, jeden Vordruck oder was sonst an Organisationsmitteln eingesetzt wird, als notwendiges Übel ansehen, das in der sparsamsten Anwendung den größten Effekt erzielt. Den tätigen Menschen sollte man soviel wie möglich an Handlungsfreiheit belassen. Die innere und äußere Freiheit, die Chance des Selbstentscheidens, die Einordnung der Verantwortlichkeit vor der Regel von oben ist ein oft unwägbares, aber um so bedeutenderes Rationalisierungsinstrument. Hier liegen Rationalisierungsreserven, die nichts kosten, aber zumeist wie bares Geld wirken.

Feierabend

Der Brammen wilde Meute
Hat dich die Schicht gehetzt.
Du wurdest nicht zur Beute,
Schichtschluß! Hast Ruhe jetzt.

Du lenkst die müden Schritte
Heim zur verdienten Ruh,
Kommst aus der einen Mitte
Und gehst der andern zu.

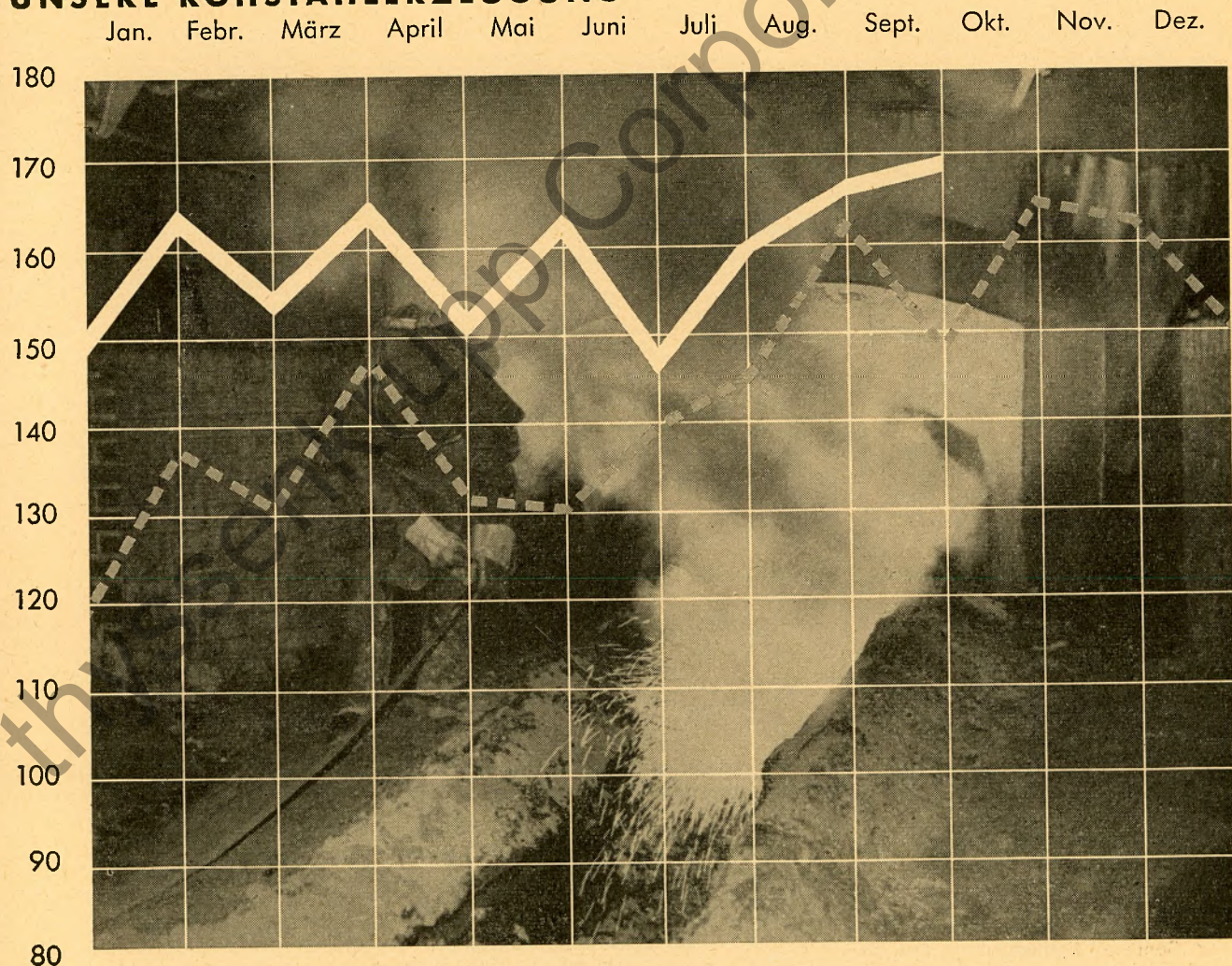
Die eine ist das Eisen,
Die Wucht der Tageslast.
Die andre liegt im leisen
Glück der Abendrast.

Die eine liegt im Dröhnen
Und Groll'n der Arbeitsschlacht,
Die andre webt im Schönen,
Im Kinde, das dir lacht.

Du lenkst die müden Schritte
Heim, zur verdienten Ruh.
Gehst aus des Werktags Mitte
Dem Sinn des Lebens zu.

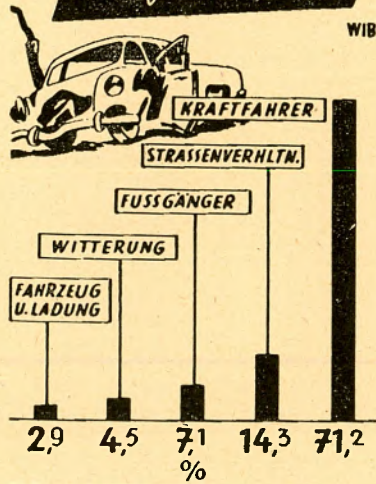
Franz Kurowski

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1956 = 146 306 t Nachkriegshöchsterzeugung Sept. 1957 = 168 685 t Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536

VERKEHRSUNFÄLLE: Wo lag die Schuld?



Mit rund 80 Prozent ist der überwiegende Teil aller Straßenverkehrsunfälle auf menschliches Versagen zurückzuführen. Bei über 71 Prozent aller Fälle liegt dabei die Ursache beim Führer des Kraftfahrzeuges. Nichtbeachten der Vorfahrt, falsches Überholen und übermäßige Geschwindigkeit stehen an erster Stelle. Mit 14,3 Prozent stellen die Straßenverhältnisse ebenfalls einen verhältnismäßig hohen Anteil an den Unfallursachen.



Die Einfuhren an Ernährungsgütern in die Bundesrepublik nahmen im Wirtschaftsjahr 1956/57 gegenüber dem Vorjahr erneut zu. Insgesamt erreichten sie einen Wert von rund 8,6 Milliarden DM. Vor allen Dingen war eine Steigerung des Umfanges der Einfuhren festzustellen. Besonders erhöhten sich die Importe bei Getreideerzeugnissen, Fleisch und Fleischwaren, Zucker, Eiern, Butter und Gemüse. Gemessen an der Gesamteinfuhr stellten die Ernährungsgüter einen Anteil von 28,6 Prozent.

TECHNIK und PRODUKTION

Der europäische Stahlmarkt im Jahre 1956

Die UN-Wirtschaftskommission für Europa (ECE) hat eine neue Veröffentlichung unter dem Titel „Der europäische Stahlmarkt im Jahre 1956“ herausgegeben, in der auf 121 Seiten mit 55 Tafeln dargestellt wird, daß ebenso wie in der Welt überhaupt auch in Europa die Stahlerzeugung im Jahre 1956 einen neuen Rekordstand erreichte. Die Zuwachsrate sei allerdings, so wird darin weiter ausgeführt, im Vergleich mit den letzten Jahren etwas geringer gewesen. Die Faktoren, die die Erhöhung der europäischen Stahlerzeugung begrenzten, haben im wesentlichen in der Versorgung der Stahlindustrie mit Vormaterialien gelegen. Da die Stahlerzeugung unter Ausnutzung der vollen oder doch nahezu vollen Kapazität erfolgt sei, habe sich die Versorgung, insbesondere mit Schrott und Koks, während des ganzen Jahres an der Grenze der Verknappung bewegt, ohne daß hierdurch indessen eine nennenswerte Hemmung des Wachstums der Produktion eingetreten sei. Die Schrottversorgung sei insgesamt schneller gestiegen als die Stahlerzeugung, was zur Schließung der Lücken beigetragen habe. Darüber hinaus habe sich die Schrotteinfuhr aus den USA weiter auf einem hohen Stand bewegt. Etwa 600 000 t Roheisen seien auch von den UdSSR nach Westeuropa importiert worden. Der Anstieg der Stahlpreise habe sich 1956 fortgesetzt, wenn auch nur in mäßigem Umfang. Bei einigen Erzeugnissen sei die Spanne zwischen Inlands- und Exportpreisen 1956 zwar etwas vergrößert worden, doch sei die Differenz größtenteils ziemlich mäßig geblieben, abgesehen von Grobblechen, bei denen sie in vielen Fällen größere Ausmaße angenommen habe.

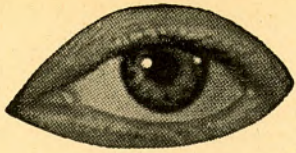
Der Stahlhandel blieb stabil

Der Stahlhandel sei in Westeuropa mehr oder weniger stabil geblieben. Innerhalb der Europäischen Kohlen- und Stahlgemeinschaft (Montanunion) habe sich der Gesamtumsatz in Fertigstählen und Halbfertigerzeugnissen im Laufe des Jahres etwas verringert. In der Gesamteinfuhr Großbritanniens aus Westeuropa sei dagegen eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen gewesen. Sie haben zum erstenmal seit 1952 die Exporte nach Westeuropa überschritten. Zwischen West- und Osteuropa sei ebenfalls wieder eine Umsatzsteigerung eingetreten, insbesondere bei den Exporten aus der Tschechoslowakei, Polen und der UdSSR. Die Stahlexporte aus westeuropäischen Ländern nach Übersee hätten gleichfalls zugenommen, was größtenteils auf die Erhöhung bei den Exporten nach den USA zurückzuführen sei, die notwendig geworden wäre, um die sich aus den Streiks in den USA ergebenden Produktionsrückgängen auszugleichen. Schließlich habe sich auch der Export nach dem Fernen Osten, insbesondere nach Indien, Japan und dem chinesischen Festland, ausgeweitet, wobei zu bemerken sei, daß die Nachfrage in den Ländern des Fernen Ostens sehr schnell gestiegen war.

Steigerung der Stahlproduktion

Der Trend zu einer Steigerung der Stahlproduktion in Westeuropa in schnellem Tempo sei beibehalten worden. Seit 1945 bis heute sei das auffälligste Kennzeichen die ziemlich stetige Wachstumsrate, und zwar abgesehen von der Wiederaufbautätigkeit in der Nachkriegszeit, wobei sich schließlich auch noch die überraschend geringe Differenz zwischen den Hauptproduktionsländern in der ganzen Welt ergebe. Es habe den Anschein, als ob dieser Trend bis 1960 bestehenbleibe.

Insgesamt habe sich der auf dem Stahlmarkt lastende Druck verringert. Die Nachfrage habe sich in den meisten Ländern auf direkte oder indirekte Exportnachfrage für Stahl verlagert, während sich die Nachfrage im Innern dieser Länder kaum verändert habe oder nur langsam gestiegen sei. Eine bemerkenswerte Ausnahme in dieser Hinsicht bilde lediglich Frankreich, wo die Nachfrage nach Stahl im Innern des Landes auf einen sehr hohen Stand gestiegen sei.



BLICK IN DIE PRESSE

„Die Dividenden der Aktiengesellschaften“

In einer Untersuchung über die Dividenden der Aktiengesellschaften stellt das Statistische Bundesamt an Hand der für 1954 und 1955 vorliegenden Geschäftsabschlüsse von 2004 Gesellschaften fest, daß sich der durchschnittliche Dividendensatz unter Einbeziehung der Gesellschaften ohne Dividende im Jahre 1955 gegenüber dem Jahre 1954 von 5,45 v. H. auf 6,43 v. H. entwickelt hat. Unter Ausschaltung der Gesellschaften ohne Dividende kamen die Dividende zahlenden Gesellschaften auf einen Durchschnittssatz von 7,54 v. H. gegenüber 6,90 v. H. im Jahre 1954. Im Jahre 1954 waren noch 799 Gesellschaften ohne Dividende, 1955 betrug ihre Zahl noch 717... Für 1956 liegen noch keine endgültigen Zahlen vor. Anhaltspunkte gibt aber die monatliche Statistik von Kurs, Dividende und Rendite der börsennotierten Aktien. Danach betrug Ende Dezember 1956 die „letztbekannte“, d. h. fast ausschließlich die für 1955 gezahlte Dividende im Durchschnitt von 686 Börsenpapieren 7,54 v. H. Gleichzeitig kamen die Dividende zahlenden Gesellschaften, derselben Quelle zufolge, auf 8,05 v. H. Bis Ende Juni 1957 stellten sich diese Sätze in der Mischung von Gesellschaften, die ihre Dividende bereits für 1956 ausgeschüttet oder angekündigt hatten, mit solchen, deren Dividende erst für 1955 bekannt ist, auf 8,82 v. H. für die Dividende zahlenden und auf 8,47 v. H. für alle börsennotierten Gesellschaften

(„Bulletin der Bundesregierung“ vom 26. September 1957)

Gesamtstahlerzeugung 60 Mill. t

Die Hohe Behörde rechnet 1957 mit einer Gesamtstahlerzeugung der Montanunion von fast 60 Mill. t gegen 56,8 Mill. t in 1956. Die für das vierte Quartal auf 15,6 Mill. t geschätzte Stahlerzeugung werde sich dabei wie folgt auf die Gemeinschaftsländer verteilen: Bundesrepublik 6,2, Saar 0,9, Frankreich 3,75, Belgien 1,7, Luxemburg 0,9, Niederlande 0,35 und Italien 1,8 Mill. t. Die Hohe Behörde vertritt in ihrem vierteljährlichen Vorschätzungsprogramm... die Ansicht, daß die Eisen- und Stahlindustrie der Montanunion auch im letzten Abschnitt d. J. ihre Produktionskapazität in hohem Maße auslasten kann, obwohl der Auftragseingang aus dritten Ländern rückläufig sei.

(Die Welt)

Konzentrationsbestrebungen zu erwarten

Auf lange Sicht wird der Gemeinsame Markt, der voraussichtlich am 1. Januar 1958 in Angriff genommen wird, zu Strukturveränderungen in der europäischen Automobilwirtschaft führen. Die nächsten Jahre werden hier durch Zollsenkung und Ausweitung der in unseren Nachbarländern noch bestehenden Einfuhrkontingente für Automobile zunächst die Wettbewerbsbedingungen der großen Produzentenländer Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Italien und — bei Einführung der Freihandelszone — auch Großbritannien verändern und für Deutschland erleichtern. Nach der Erreichung der Endstufe des Gemeinsamen Marktes — etwa ab 1970 — sind Entwicklungen und Konzentrationen ähnlich denen in den USA zu erwarten, so daß man mit einer gewissen „Todesquote“ unter den großen Konkurrenten rechnen müsse, wie es letztlich im Ziel und Wesen des Gemeinsamen Marktes überhaupt läge.

(Frankfurter Neue Presse)

Um 250 Mill. Dollar höherer Lohn, aber um 1500 Mill. Dollar höhere Preise

Zum dritten Male innerhalb eines Jahres hat die amerikanische Stahlindustrie ihre Preise erhöht... Nunmehr, am 1. Juli 1957, wurden wiederum die Grundpreise erhöht, diesmal um 6½ bis 7 Dollar je Tonne. Anlaß: Lohnerhöhung... Die Arbeitergewerkschaften behaupten, daß sie 12 Cents je Stunde mehr bekommen, während die Industrie behauptet, daß die 12 Cents mit Nebenkosten in Wirklichkeit 20 Cents seien. Nehmen wir die Mitte an, so langen wir bei etwa 250 Millionen Dollar Lohnkosten an. Die Industrie verlangt aber 770 Millionen mit der Begründung, daß sie höhere Preise brauche, um die Kosten für die große Expansion zu bezahlen, die im Gange ist... Merkwürdig ist, daß die Verbraucher von Stahl der Preiserhöhung apathisch gegenüberstehen. Es ist ihnen alles gleichgültig... Die Verbraucher werden eben ihre Preise gleichfalls erhöhen. Die Berkley Pumpenfabrik hat schon erklärt, daß einzelne ihrer Pumpen von 700 auf 750 Dollar gesetzt werden. Die 770 Millionen Dollar, die die Stahlindustrie für ihre Produkte mehr verlangt, werden, wenn sie beim Konsument anlangen, mindestens 1500 Millionen Dollar sein. Wir befinden uns damit in der Spirale, die kein Ende hat... Kapital für den Bau von Fabriken ist Risikokapital. Daher ist es Tradition, daß der Eigentümer einer Fabrik es beisteuert... Nunmehr aber ruft die Stahlindustrie den Stahlverbraucher auf, das Risikokapital einzuzahlen (in Form höherer Preise), ohne ihn späterhin am Gewinn zu beteiligen. Dieses ganze Konzept hat böses Blut gemacht, und man darf nicht überrascht sein, wenn die Drohung, die man im Parlament hört,

verwirklicht werden wird, nämlich die Preisbildung in unserer Stahlindustrie zu untersuchen.

(Continentaler Eisenhandel)

Wunsch nach Eigentum richtet sich überwiegend auf Erwerb eines Eigenheims

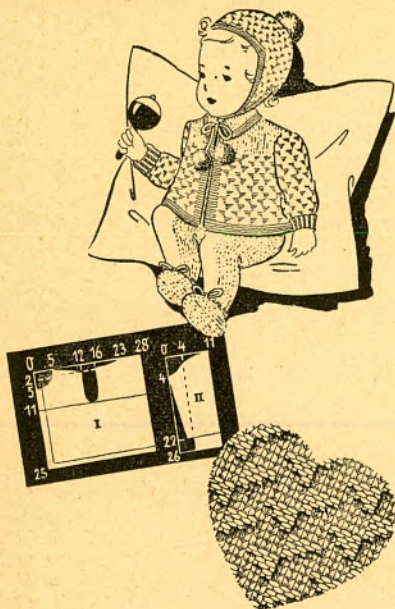
In einer Untersuchung des DIVO-Instituts für Markt-, Meinungs- und Sozialforschung in Bad Godesberg befragte man 1782 Personen im Alter von 18 bis 70 Jahren nach ihrem Interesse am Aktienkauf. Nur von 39 Prozent der Befragten kam auf die Frage, was man allgemein unter einer Aktie verstehe, die richtige Antwort. Weitere 23 Prozent gaben eine sinngemäß zutreffende und der Rest unzutreffende oder gar keine Antwort. Nur 3 Prozent der Befragten hat bisher unmittelbare Berührung mit Aktien gehabt, entweder weil sie selbst, der Ehegatte oder ein anderer Verwandter im Haushalt eine Aktie besaß. 96 Prozent der Befragten hatten keine unmittelbare Berührung mit einem solchen Papier. Auf die Frage, wer von den 1782 in den nächsten Jahren Aktien oder Anleihen zu erwerben gedächte, haben nur 5 Prozent positiv reagiert, 95 Prozent der Befragten lehnten den Erwerb ab. Die Untersuchung des DIVO hat weiter gefragt: Wie würden Sie Ihr Geld anlegen, wenn Sie etwas erspart hätten. 10 Prozent aller Männer und 17 Prozent aller Frauen wollen ihr Geld auf die Sparkasse bringen; 13 Prozent der Männer und 6 Prozent der Frauen sich an einem Betrieb oder Geschäft beteiligen; 59 Prozent der Männer und 54 Prozent der Frauen haben aber Interesse an Grundbesitz oder einem Haus. Nur 9 Prozent der Männer und 5 Prozent der Frauen sind an Aktien oder Anleihen interessiert. Die interessanteste Geldanlage ist den Befragten somit der Besitz von Grund und Boden oder eines Eigenheims. Für diese Art des Besitzes haben sich insgesamt 57 Prozent der Befragten ausgesprochen.

(Hamburger Echo)

Mehr amerikanische Kohle

Die Einfuhr von Steinkohle aus den USA erreichte im August 1957 mit rund 1,6 Mill. t wieder einen hohen Stand. Sie lag um 33 v. H. höher als im entsprechenden Monat des Vorjahres. In den ersten 8 Monaten dieses Jahres belief sich die Einfuhr von US-Steinkohle in die Bundesrepublik auf 10,4 Mill. t. Verglichen mit der Einfuhr im entsprechenden Zeitraum 1956 (7,2 Mill. t) hat sie um 3,2 Mill. t oder um 44 v. H. zugenommen. Der Anteil der US-Steinkohle an den gesamten Kohle- und Koksimporten der Bundesrepublik belief sich im Jahresteil Januar/August 1957 auf 69 v. H. gegenüber 54 v. H. in den ersten acht Monaten 1956 und 30 v. H. im gleichen Zeitraum 1955.

(Frankfurter Neue Presse)



Unser Kind fährt aus

Zu Jäckchen und Mützchen für $\frac{1}{2}$ —1 Jahr benötigen Sie etwa 130 g Babywolle und Nadeln Nr. 2 $\frac{1}{2}$. Fig I = Hauptteil (Hälfte), II = Ärmelhälfte. Nach den Schnittübersichten mit Maßangaben in Zentimetern ist der naturgroße Papierschnitt herzustellen. Der untere Jäckchenteil wird in einem Stück gestrickt. Anschlag 172 M. Sie arbeiten 15 Rh. hin und her r. und anschließend die ersten und letzten 7 M. wie bisher, die übrigen Maschen in dem als Einzelheit gezeigten Muster. 14 cm über dem Anfang teilen Sie die Arbeit für die Armrundungen und beenden die Schulterteile getrennt. Sie stricken 40 M. ab, ketten die nächsten 6 M. ab, stricken die folgenden 80 M. auf eine Hilfsnadel, ketten wieder 6 M. ab, stricken die Restmaschen auf eine Hilfsnadel und beenden nun obenauf r. den 1. Vorderteil. Am Armausschnitttrand werden in der nächsten Rh. 2 M. und zweimal in jeder 2. nächsten Rh. 1 M. abgekettet. 20 cm über dem Anfang ketten Sie für den Halsausschnitt 8 M. und 7mal 1 M. ab. 23 cm über dem Anfang die Schulterschrägung in drei Stufen ausführen. 2. Vorderteil entgegengesetzt arbeiten. Beim Rücken fällt der Ausschnitt fort. Armrundungen und Schulterschrägung arbeiten Sie wie vorne. Anschlag am unteren Ärmelband 40 M. Sie arbeiten 4 cm hoch 1 M. r., 1 M. l., holen danach aus jeder 4. M. 2 M. und stricken im Grundmuster. Beiderseits wird 5mal nach je 3 cm Höhe 1 M. zugenommen. 22 cm über dem Anfang ketten Sie für die Armkugel beiderseits 6 M. ab, stricken bis zu 26 cm Ärmellänge jeweils die 2 letzten M. jeder Rh. zusammen und ketten die Restmaschen in einer Rh. ab. Sie schließen die Nähte, setzen die Ärmel ein, nehmen die Halsrandmaschen auf und stricken für den Kragen 5 cm hoch die ersten und letzten 3 M. hin und her r., die übrigen M. obenauf r. und zuletzt 3 Rh. über alle Maschen hin und her r. — Anschlag am

Das interessiert die Frau

Rock 'n' Roll im Mittelalter

„Scharen von Männern und Frauen drehten sich unter Sprüngen und Verrenkungen in wilder Raserei, bis sie zur Erde stürzten. Bei manchen steigerte sich die Ausgelassenheit bis zum vollständigen Verlust des Bewußtseins, schäumend und brüllend tanzten sie, bis sie tot niederfielen, ins Wasser sprangen oder sich den Kopf an den Wänden zerschmetterten.“

Das ist nicht etwa die Beschreibung eines hypermodernen Tanzturniers, sondern ein Auszug aus alten Chroniken, die von einer seltsamen Tanzkrankheit des Mittelalters berichteten, dem St.-Johannis-Tanz oder Veitstanz. Auswüchse und Übertreibungen der Tanzleidenschaft hat es schon zu allen Zeiten gegeben, von den bacchantischen Tänzen Altgriechenlands und den schwindelerregenden Sternenkulttänzen der Druiden bis zu den Springtänzen des deutschen Mittelalters, bei denen der höchste Sprung die meiste Bewunderung fand und oft genug die Polizei einschreiten mußte, weil Frauen rücksichtslos umgeworfen wurden.

Aber der Veitstanz ist als Ausfluß von Volksaberglauben und Massensuggestion eine einmalige Erscheinung trotz mancher naheliegenden Parallele zur Gegenwart. Das war um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als die asiatische Cholera Millionen dahinraffte und über 2000 Dörfer entvölkerte. War es Verzweiflung, ein Ausbruch ansteckenden Wahns, der Tausende auf freien Straßen und Plätzen zu wilder Tanzraserei zwang — stundenlang, ja tagelang, bis sie zusammenbrachen? Man berichtet von Menschengruppen, die tanzend die Straßen von Utrecht, Aachen und vielen Städten des Rheinlandes durchzogen: voran die Sackpfeifen, dann die Tänzer, Männer, Frauen, Kinder; springend, schwan-kend, schweißbedeckt — niemand kümmerte sich um die Stürzenden, die entweder den Geist aufgaben oder Heilung fanden von ihrem Wahn, gegen den ärztliche Kunst machtlos war. Besessenheit ergriff Orte wie Köln, Straßburg, Metz und wirkte derart ansteckend, daß „Landleute den Pflug verließen, Handwerker die Werkstätte, Hausfrauen den Herd, um sich dem Reigen anzuschließen.“ Was würde der Chronist für einen Eindruck von unserem Rock 'n' Roll empfangen haben, der in maßvoller Ausführung durchaus nicht abzulehnen ist, in seinen Auswüchsen aber zu einem Vergleich mit der mittelalterlichen Tanzraserei herausfordert? Als 1418 in Straßburg die Tanzwut ausbrach, benutzte man die Kapelle des heiligen Veit zur Beschwörung dieser Krankheit. Daher der Name Veitstanz, der von anderer Seite mit „Sante Vit“ und den Kulttänzen zu Ehren des slawischen Sonnengottes Swantewit in Verbindung gebracht wird. Kaum aber war die Tanzwut in deutschen Landen abgeklungen, da brach eine neue Tanzkrankheit aus — diesmal in Italien. Wenn wir heute in der unterhaltenden Musik eine ausgelassene, im Tempo sich ständig steigernde Tarantelle hören, so denken wir kaum darüber nach, daß ihr Name auf eine Spinne zurückzuführen ist, die Tarantel, deren Biß angeblich giftig sein sollte. Als heilendes Gegenmittel galt einzig und allein der Tanz, besondere Musikantengruppen wurden bestellt, die den Opfern der Tarantel aufspielten, Volksfeste wurden für sie veranstaltet unter dem Namen „kleine Frauenfastnacht“ (carnevaletto delle donne). Aber wie eine Epidemie breitete sich die Tanzraserei auch unabhängig von der Tarantel aus und machte vor keinem Alter halt. Selbst Neunzigjährige warfen die Krücken fort und mischten sich unter die Tanzenden. Wie beim Veitstanz wurden wildeste Sprünge und Verrenkungen Merkmal der „Tarantati“-Tänze. Seltsam war die Sehnsucht nach Wasser, nach dem Meere, die sich bei diesen Tänzen einzustellen pflegte, wie der Text einer alten gesungenen Tarantelle verrät: „Allu mari mi portati, se volete che mi santati“ (Zum Meere tragt mich, wenn ihr mich heilen wollt). Auch Farbtöne spielten eine besondere Rolle, die wildeste Tarantelle hieß „panno rosa“ (Rotes

Tuch). Im 17. Jahrhundert, als der Veitstanz längst erloschen war, erreichte die Tarantel-Raserei ihren Höhepunkt. Noch bis in unsere Zeit hinein glaubte man in Spanien, daß der Biß der Tarantel unbedingt einen tänzerischen Rausch auslösen müsse. In ihren einförmigen, ständig wiederholten Rhythmen zeigen die uns überlieferten Melodien ein ganz anders geartetes Bild als die heutige Tarantelle. Erhalten ist in neapolitanischen Volkstänzen der Gegenwart die Temposteigerung bis zur dämonisch wirkenden Ausgelassenheit im schnellen, atemberaubenden Wirbel der Sprünge und Bewegungen.

Dürfen wir im Rock 'n' Roll einen Nachfahren jener Tanzbesessenheit erblicken, die einst ganze Länder auf den Kopf gestellt hat? Wir wollen es nicht hoffen, so sehr auch die Rock-'n'-Roll-Filme Verwirrungen und Ausschreitungen gezeitigt haben, die ansteckend sind wie die Tanzkrankheiten des Mittelalters. Aber im Gegensatz zu jenen Jahrhunderten des Aberglaubens bleiben sie Ausnahmeerscheinungen, die für die Bewertung des Rock 'n' Roll als Gesellschaftstanz nicht entscheidend sind und seinen Wert nicht herabsetzen in den Augen derer, die diesem Tanz in angemessener Ausführung voll innerer Überzeugung huldigen.

An Kindern soll man nicht sparen

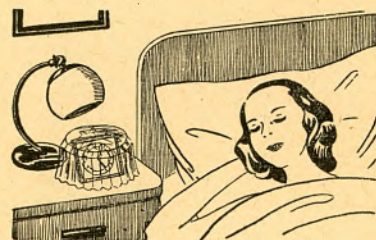
Bei vielen Familien hat sich im Zeichen des wirtschaftlichen Aufstiegs ein stillschweigendes Übereinkommen breitgemacht, das die Dringlichkeit der Anschaffungen betrifft und bei dem die Kinder gewöhnlich schlecht abschneiden. Gewiß, das Streben nach höherem Lebensstandard ist eine lobenswerte Eigenschaft — indes, wo klimmt heutzutage schon wirklich die ganze Familie die Stufenleiter der Gesellschaft hinauf? Für einen Mann, der beruflich weiterkommt, ist eine gutangezogene, eine „repräsentative“ Frau unerlässlich. Müssen Kinder aber aus Gründen des Repräsentierens zu kurz kommen? Vielfach pflegt der Familienvorstand bei ihnen den alten Grundsatz, daß Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit Tugenden seien, die jedes Kind nur zieren könnten, viel mehr etwa als der neue, schicke Anorak, den Nachbars Bärbel kürzlich zum Geburtstag bekommen hat.

Bei Kleinkindern mag diese Art des Sparens noch vertretbar sein. Sobald ein Kind aber bewußt zu vergleichen beginnt, sobald es seinen kümmerlichen Holzroller an den ballonbereiften Straßenflitzern der Spielgefährten mißt, wird Sparsamkeit zur Grausamkeit. Kinder spüren sehr genau, was der Vater nicht kann und was er nicht will. Väter, die nicht können, sollten ihren Kleinen deshalb unbedingt alle peinigenden Vergleiche ersparen. Eltern, die aus Prestigegründen in ein vornehmes Stadtviertel ziehen wollen, sollten das erst dann tun, wenn sie nicht nur in punkto Auto, Pelzmantel oder Fernsehapparat, sondern auch hinsichtlich Ballonroller und elektrischen Puppenherd mit den wohlhabenden Familien der „besseren“ Gegend gleichziehen können. Kinder sind scharfe Beobachter, urteilen aber ohne Rücksicht auf Konventionen. Die scharfzüngigste Salonschlange kann nicht so verletzen wie die harmlose Feststellung der kleinen Bärbel: „Du, dein Puppenwagen ist ja schon mal überlackiert!“

Je größer Kinder werden, um so schmerzlicher empfinden sie das Mißverhältnis zwischen den eigenen Möglichkeiten und denen der Mitschüler. Für Halbwüchsige besteht dieses Problem seltener. Väter mit so großen Kindern haben den Höhepunkt ihrer Karriere meist schon erreicht, auf Kosten irgendeines Teils braucht da nicht mehr übermäßig gespart zu werden. In den Jahren aber, die zum gesicherten Wohlstand hinführen, bleibt es der Mutter vorbehalten, Fehlentwicklungen zu verhindern. Niemand kennt wie sie die Wünsche der Kinder, niemand hat einen so guten Überblick über ihren Umgang und ihre Bedürfnisse. Die eigenen Wünsche und die ihres Mannes wird sie — auch gegen seinen Widerstand — bisweilen zurückstellen müssen. Wenn sie es richtig anpackt, werden die Kinder nichts davon merken, es so ganz in Ordnung finden und ihr keinen Dank wissen. Vielleicht mit einer Ausnahme: Alle Kinder sind dankbar, wenn sie mit den Eltern verreisen dürfen. Leider aber kommt auch das aus der Mode. Dabei sollte man seine Kinder auf jeder Sprosse der Erfolgsleiter bei sich haben, und nichts, was wirklich schön ist, sollten wir ohne sie schöner finden.

unteren Ohrenteilrand des Häubchens 3 M. Sie stricken hin und her r. und nehmen am Ende jeder Rh. 1 M. zu. Später werden die ersten und letzten 4 M. wie bisher, die übrigen M. im Grundmuster gestrickt. Bei 30 M. legen Sie die Arbeit auf eine Hilfsnadel und stricken den 2. Ohrenteil ebensoweit. Dann verbinden Sie beide Ohrentteile, indem Sie 25 M. dazwischen aufschlagen, und stricken diese M. in den nächsten 6 Rh. hin und her r., danach im Grundmuster. Ist der Verbindungsstreifen 2 cm hoch, schlagen Sie am Reihende 35 M. für den Mützen-Vorderrand hinzu und schließen die Arbeit zur Rd. Auch die 35 neuen M. werden in 6 Rd. wechselnd 1 Rd. r., 1 Rd. l. gestrickt, dann arbeiten Sie alle M. im Grundmuster. 8 cm über dem Vorderrand werden sechsmal in der Rd. gleichmäßig verteilt 2 M. zusammengestrickt. Dieses Abnehmen wiederholen Sie noch zweimal nach je 3 Zwischenrd. und ziehen die Restmaschen fest zusammen. Die obere Mützenmitte ziert ein Pompon, die Ohrentteile werden mit Luftmaschen-Schnürchen unter dem Kinn gebunden.

Abkürzungen: M. = Masche, r. = rechts, l. = links, Rh. = Reihe, Rd. = Runde.



Können Sie leicht einschlafen

Vom ersten Kind an nicht mehr, sagt die junge Mutter. Mir gehen meine Geschäfte im Kopf herum, sagt ihr Mann. Mich stört jedes Geräusch, stöhnt die Oma. Und besonders das Ticken des Weckers macht mich so aufgeregt, daß ich keine Ruhe finde. Gründe genug, etwas zu erfinden, um die ewig tickende, so geniale Erfindung der „Unruhe“ in jeder Uhr akustisch zu drosseln. Wir nehmen einen passenden Glassturz — und schon ist der unentwegte Mahner zum Schweigen gebracht.

Über die richtige Aufbewahrung von Brot

ließen sich Bücher schreiben. In den meisten Haushalten ist man von der Verwendung großer Brotbüchsen abgekommen, weil in modernen Einbauküchen ein Extrafach für Backwaren vorgesehen ist, das emailliert oder resopalbelegt ist. Wer weiter seine altbewährte (innen nicht gestrichene!) Blech-Brotbüchse verwendet, tut klug, wenn er stets zum Brot einen ungeschälten Apfel legt. Sie werden erstaunt sein, wie frisch das Brot bleibt.



Für Herbst und Winter:
Hemdblusenkleid aus Zellwoll-Musseline

scheint dadurch der in solchen Fällen meist etwas hervorragende „Schwerpunkt“ flacher.

Geraffte Hüftpartien sind besonders günstig für alle, die sehr schmale Hüften haben; sie lassen die Taille noch zierlicher erscheinen und modellieren die Figur vorteilhaft.

Viele Frauen werden sich daher schnell mit den weichen Stoffen anfreunden. Seidenjersey, Seidenkrepps, Musseline aus Wolle, Zellwolle oder den neuen synthetischen Fasern, Georgettes und Chiffons lassen sich alle wunderbar drapieren und machen niemals dick. Und da die Mode sie zum Herbst bevorzugt, wird die fließenden Stoffe nicht nur wählen, wer etwas zu kaschieren hat!

Große Liebe zu Wollenem

Nichts gegen Blusen! Aus Leinenbatist, Popeline, Schweizer Stickereistoff, reiner Seide. Aber sie machen so viel Arbeit. Denn das steht nun einmal fest: Überzeugend schön sind sie nur beim ersten



Herbstliche Nachmittagskleider



Die Vorherrschaft der krepartigen, weichfließenden Stoffe bringt es mit sich, daß in der Herbstsaison drapierte Kleider vom Nachmittag an das modische Bild bestimmen. Drapierungen und Raffungen haben unschätzbare Vorteile: Sie schaffen nicht allein eine sehr weiche und feminine Silhouette, sondern sie helfen wie kaum ein anderes schneidertechnisches Mittel körperliche Vorzüge zu betonen und kleine Mängel auszugleichen und zu verdecken.

Eckige Schultern und flache Brust lassen sich an Ausschnitt und Büstenpartie durch leger drapierte Seidenstoffe ganz unauffällig und mit höchst reizvollem Effekt kaschieren. Das sehr häufige „hohle Kreuz“ verschwindet völlig unter einer querverrafften, lockeren Faltengruppe, die die sonst gerade Rückenlinie an der kritischen Stelle unterbricht; gleichzeitig er-

Für Herbst und Winter:
drapierte weiche Seidenstoffe

tragen nach dem Bügeln. Und dann geht der mühevollen Kreislauf von vorn an, waschen, bügeln, waschen, bügeln, unzählige Male! Und wie mühsam glätten sich manche!

Da bleibt unsere schweifende Phantasie erlöst bei der Wolle stehen. Sie kann uns helfen. Die hand- oder maschinengestrickte Strickjacke, der feinmaschige Jerseypull-over sind der befreiende Ausweg aus unserem Bekleidungs-dilemma.

So unentbehrlich im Sommer die dicke, weiße kragenlose Strickjacke als Ergänzung für jedes helle Sommerkleid ist, im Herbst wird sie verdrängt von der Wollbluse, die einzeln für sich getragen wird.

Anders als die ärmellose Weste, die auch wieder viele ergänzende Blusen, ich meine viele Blusenwäschen nötig macht, trägt man die Wollbluse selbständig zum Rock. Anklingend an die frohe Zeit des Sommers, nimmt man sie gern mit langem spitzem Ausschnitt, mit drei oder vier großen Knöpfen schließend. Breite Längsstreifen, zur Rockfarbe abgestimmt, hüftanliegend, geben einen reizvollen Anzug. Man wähle diese Jacke so feinfädig, daß sie, ohne aufzutragen, auch unter der Kostümjacke getragen werden kann. Mit kühlerem Lüftchen gibt man sich zugeknöpft, etwa bis zur Halsgrube mit schmalen Bündchen, bis man zu guter Letzt wieder im Reigen der Jahreszeiten beim niederen bis streng vermummten, ganz hohen Rollkragen à la Ski-Pullover angelangt ist. Welches ist Ihr Hobby? Meines: — Wollpullover!



Der neue weiche Ausschnitt

In der kommenden Wintermode wird ein wesentlicher Akzent in der Gestaltung des Ausschnitts liegen. Er erscheint nicht mehr so streng und schmucklos, sondern wird gracios und schmeichelnd die neue frauliche Note betonen. Chiffon, Georgette und Seiden-Batist, Favoriten der Sommermode, werden hierzu ihren Beitrag auch im Winter geben und als duf-

tige Blusen mit dekorativen Drapés die weiten Ausschnitte winterlicher Kostüme und Mäntel füllen. Die neue Mode läßt ihnen durch halsferne Kragen oder kragenlose Jackenformen genügend Platz, und durch ihre Duftigkeit und Leichtigkeit werden sie sich schnell viele Anhängerinnen schaffen; allerdings verlangen diese schmeichelnden Ausschnitte mehr Charme und Verständnis von ihrer Trägerin als ein strenger klassischer Hemdblusenkragen.

Nicht nur Blusen, auch viele sportliche Kleider aus Tweed, Webjersey und Musseline bringen diese neue lebenswürdige Note. Eine besonders reizvolle Lösung sind auch weich drapierte Seidenschals, die wie ein sorgsam eingebundener Schal kragen dem schlichten Etuikleid einen eleganten Akzent verleihen. Sehr kleidsam schaut aus dem Ausschnitt des halsfernen Kostümkragens das geknotete Drapé der Chiffonbluse — in uni oder mit einem dekorativen Blumendessin.

Besonders typisch für die neue Mode ist die Bluse in Überrockform mit weicher Ausschnittblende und einem lose gebundenen Georgette-Plastron. Für den sportlichen Frauentyp gilt unser letzter Vorschlag: ein weißer Kragen aus Seidenbatist, dessen Kragenschlaufen wie eine genial gebundene Krawatte wirken. Vervollständigt man das Kleid mit einer Jacke, so wird die Schleife zum belebenden Blickpunkt des Anzugs. Und mehr als das dürfen die neuen Akzente auch nicht sein: Sie sollen weder als „letzter Schrei“ noch zaghaft angebracht werden, müssen am rechten Platz wirken und dürfen niemals durch andere, lautere Effekte wieder aufgehoben werden.

Das Twinset ist aus Seide

Mit dem Pullover hat vor vielen Jahren die Strick-Mode angefangen. Und als jung und alt, dünn und leider auch dick mit Pullis eingedeckt waren, kam ein neues Kleidungsstück hinzu: der Cardigan. Das Twinset war geboren. Es blieb nicht allein, denn Garnituren aus Kaschmir, synthetischen Fasern und Seide gesellten sich dazu.

Weil aber nun „schon alle“ Twinsets trugen, war natürlich eine neue Version höchst willkommen: das Twinset aus Shantung. Gestrickte Pullis und Cardigans haben eine gefährliche Konkurrenz bekommen in diesem neuen zweiteiligen Anzug.

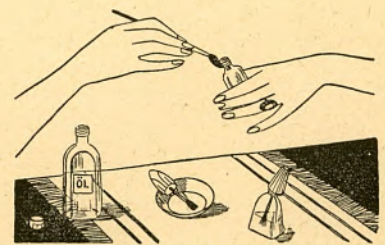
Kerzengerade bis zur Hüfte fallend ist die Bluse. Die Ärmel sind angeschnitten oder eingesetzt. Oft erinnert die Schulternaht an Diors Kreationen, oft an die T-Linie Castillos, oft ist sie à la Balenciaga gestaltet. Je komplizierter sie aussieht, desto höher natürlich der Preis. Der Ausschnitt ist rund und vor allem weich. Um dies zu erzielen, wird die Kante nach innen umgeschlagen und ungefähr einen Zentimeter vom Rand durchgesteppt, dazwischen liegt eine dünne



Wattierung. Damit der Pulli aus Shantung gut sitzt, kann noch verraten werden, daß er unterhalb der Taille mit Taft gefüttert ist und durch flache Bleiknöpfe beschwert wird.

Der neue Cardigan, die Jacke, die den Pulli ergänzt, ist dem gestrickten Vorgänger ähnlich, nur sind die Ärmel weiter und meist im Kimono-Schnitt. Er wirkt moderner dadurch, daß er offen getragen wird und lose fällt. Die Kante ist wie jene der Blusen etwas wattiert. Die Taschen sind hoch aufgesetzt, weil Made-moiselle Chanel es so für diesen Sommer bestimmt hat.

Eine ganze Menge kann man mit diesem neuen Twinset anfangen. Guter Geschmack und Chic gehören dazu und zwei oder drei Röcke. Und wenn es Freude macht, auch eine lange enge Hose!



Verklebte Flaschenverschlüsse

Verdruß und Zeitverlust, ja mitunter fliegt die Flasche mit Inhalt in den Eimer, weil sich der Inhalt auch unseren hartnäckigsten Bemühungen entzieht.

Nagellack zum Beispiel setzt sich wie Kitt in die Windungen des Schraubverschlusses. Jede Kosmetik-Schülerin lernt als erstes: Nach Gebrauch jedes Fläschchen mit ein paar Tropfen Öl am Gewinde reinigen! Machen wir es ebenso.

Man könnte fast meinen,
unter dem Gebäudereiniger
gähnte statt der Konti-
Straße das unbeleuchtete
Dunkel eines Zirkusrunds



„MIT DIAMANTENSTAUB“

Gebäudereiniger-Kolonne putzt monatlich
47 000 qm Hoesch-Fenster

In alten Gebäuden sind die Fenster hoch. Anseilen? Wenn's sein muß!



Jeder kennt die neun Mann starke Gruppe von Blaujacken, die, bewehrt mit Leiter, Leder und Eimer, im Bereiche der Hoesch-Westfalenhütte AG von Haus zu Haus, von Betrieb zu Betrieb gehen, um in ununterbrochener Folge die mit Ruß und Staub bedeckten Fenster zu putzen. Von den vielen aber, die im Laufe der Jahre immer wieder mit befriedigtem Aufseufzen feststellen: „Aha, die Fensterputzer sind wieder da!“, weiß kaum einer, daß es schon seit 50 Jahren keine „Fensterputzer“ mehr gibt! Um die Zeit nämlich fingen die „Glas- und Wasser-Techniker“, wie man sie auch scherzhaft nannte, an, sich darauf zu besinnen, daß sie eine repräsentativere Berufsbezeichnung brauchten!

1934 hatten sie sich endlich darauf geeinigt, daß ihr nunmehr gesetzlich verankertes ehrsameres Handwerk mit dreijähriger Lehrzeit, mit Berufsfachschule und Bezirksfachklasse, mit Ausdehnung auf Ölwände, Fliesen, verschmutzte Böden aller Art, Pflege von Parkett usw. künftig nicht mehr unter „F“ im Telefonbuch zu finden sein sollte, sondern unter „G“, lies „Glas- und Gebäudereiniger“!

Die Ausweitung dieses Berufszweiges geht mit dem technischen Fortschritt Hand in Hand. Und man kann sich wohl denken, daß in der theoretischen Schulung die Chemie eine große Rolle spielt: Daß Fensterscheiben im Norden von Dortmund, wenn sie zwei Monate lang nicht geputzt worden sind, mit einem Verwitterungsbelag bedeckt sind, der nur mit chemischen Hilfsmitteln entfernt werden kann, das läßt sich zur Not noch durch Erfahrungen lernen (ebenso wie man behält, daß es im Süden der Stadt noch einen Monat länger dauern würde, bis sich dieser Belag abgesetzt hätte) — wie aber z. B. die Ölwände in unserem Gästehaus zu behandeln sind, wenn sie außerdem von den fetten Küchenschwaden bedeckt sind, wie man in der Telefonzentrale zu Werke geht oder im Badekeller, wie Ölfassaden zu reinigen, Natursteine zu behandeln sind, wie man Parkett kunstgerecht abzieht und den Grund für neue Pflege legt — alles das hat man meisterhaft eben erst dann gelernt, wenn man die Gebäudereiniger-Meisterprüfung ablegt.

Takt und Ehrlichkeit

zeichnen den Gebäudereiniger aus. Weil er zu jeder Stunde Zutritt zu jedem Raum hat, muß er „moralisch approbiert“ sein. Während seiner Ausbildung wird er darum Spezial-Tests unterworfen, und man kann sich auf seine absolute Zuverlässigkeit verlassen. Die geringste Unregelmäßigkeit würde ihn Ruf und Brot kosten: Im ganzen Bundesgebiet stellte ihn keine Gebäudereiniger-Firma je wieder ein, würde er irgendwo als unehrlich befunden! Und Berufstakt braucht er, um in Sekunden abschätzen zu können, ob er immer willkommen ist, wo er gerade arbeiten will. Natürlich läßt sich seine Arbeit nicht um einen ganzen Tag verschieben. Aber in einem Hause von der Ausdehnung unserer Hauptverwaltung besteht durchaus die Möglichkeit, zeitlich zu jonglieren, einen Raum auf später zu verschieben, der gerade zu wichtigen Zwecken gebraucht wird, oder grundsätzlich so zu planen, daß bestimmte Räume nur zu gewissen Zeiten drangenommen werden.

Wenn eine Gebäudereiniger-Firma mit einem großen Werk schon so lange arbeitet wie die Firma Paul Spodeck mit der Westfalenhütte, dann ist eine solche Einteilung reine Routinesache zwischen der Hausverwaltung und der Kolonne. Die Verbindung bestand schon vor dem Kriege. Gleich nachher, als es zwar wieder Glas gab, das gereinigt werden mußte, aber noch keine Leute, hat Inhaber Spodeck selber mit Spezialledern, die damals schwer zu beschaffen waren, die hohe Kunst des „Einwaschens“ und Blankmachens geübt.



Der Neubau der Hauptverwaltung läßt die Gebäudereiniger zu Fassadenkletterern werden

Das Geheimnis des Erfolges

liegt nämlich beim Fensterputzen viel näher an der Oberfläche, als Hausfrauen vermuten, die immer wieder stauend an die Kolonne herantreten: „Wie machen Sie das nur, daß Sie die Fenster so sauber kriegen? Daß keine Streifen bleiben?! Sicher haben Sie doch ein Spezialmittel in Ihrem Eimer . . .“ — „Sicherlich“, antwortet der Gefragte, denn was ein richtiger Gebäudereiniger ist, dem sitzt der Schalk im Nacken, „wir putzen mit Diamantenstaub!“ — „Was Sie nicht sagen! Aber der ist natürlich schwer zu kriegen, was?“ — „Sehr schwer! Private kommen da gar nicht 'ran. Der einzige, der den für uns besorgen kann, ist unser Chef!“ — „Und ist Diamantenstaub teuer?“ — „Unerschwinglich! Das 'Rei', mit dem wir die Rahmen waschen, ist natürlich billiger. Rahmen kosten mehr Zeit und Kraft als Scheiben, die wir nach Quadratmeterzahl putzen.“ (Etwa 30 000 qm für Hoesch-Westfalenhütte AG, etwa 13 000 qm für Hoesch-Bergwerks-AG und etwa 4 000 qm für Hoesch Eisenhandel mbH.).

Gefährlich, aber gesund

Beim Putzen und Wischen läßt sich's gut denken. Darüber z. B., daß die Gebäudereinigung, soweit sie sich mit Fensterglas befaßt, doch eigentlich ein sehr gesunder Beruf ist. Frische Luft hat man den ganzen Tag, das ständige Auf und Ab, das Balancieren und Klettern hält wendig und elastisch, die Absturzgefahr ist nicht ein Zehntel so groß, wie es scheint, denn erstens gewöhnt man sich an alles, und zweitens ist natürlich vor Antritt der Lehre jeder auf Schwindelfreiheit untersucht worden. Zudem bestehen berufsgenossenschaftliche Vorschriften: Ab acht Meter Höhe muß mit Sicherheitsgurt und angesellt gearbeitet werden.

Besonders knifflige Stellen sind im Bereich der Hütte Fensterfronten beim Hochofen, die jahrelang nicht zu öffnen waren und also halbsbrecherisch von oben erklommen werden mußten, und über acht Meter hoch liegende Fenster in der Konti-Straße. Bei Kaiserstuhl II ist eine

ganze Reihe von Quadratmetern Glas mühsam mit Bimsstein zu reinigen, obwohl sie genauso regelmäßig drankommen wie andere Fenster auch: Der nahe Kühlturm befällt die Scheiben mit einem in Wasser allein nicht löslichen Belag.

Unsere Putzfrauen

sind froh darüber, daß ihnen die Gebäudereiniger-Kolonne ein für allemal die Fenster abgenommen hat. Ganz früher mußten sie die Fenster putzen. Dann hieß es Hosen anziehen und auf den Brettern herumklettern und Angst haben, und „Fenster mit 'm Pfiff“ sind sowieso Männer Sache. Das weiß man in anderen Städten auch. 1600 Gebäudereiniger-Betriebe gibt es in der Bundesrepublik, lohnintensive Unternehmen, die mit den Stundenlöhnen kalkulieren. Die größten sitzen in Bonn und in München, mit jeweils 2000 Beschäftigten.

Die Firma Spodeck in Dortmund beschäftigt „nur“ 500. Etwa ein Fünftel davon sind Männer, die anderen Frauen. Denn das Auftragsvolumen umfaßt auch Totalreinigung von Gebäuden, innen und außen. Gebäudereiniger und Putzfrauen, die von Spodeck in weitem Umkreise bis Arnberg, Soest, Werl und Hemer eingesetzt werden, fahren in acht bis neun firmeneigenen VW-Bussen zum Arbeitsplatz und zurück.

Alle, Männer und Frauen, bilden eine arbeitsfrohe, krisen-feste Betriebsfamilie, die an sozialer Versorgung genießt, was unsere Zeit zu bieten vermag. Natürlich sind sie auch versichert. Sie haben ihre Weihnachtszuwendungen und machen alle zusammen ihre Betriebsausflüge, und wenn sie auch keinen Diamantenstaub in ihren Eimern haben, so machen die blaubejackten Männer doch den Eindruck, als wenn „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste . . .“ so etwas wie ein Lebensmotto bei ihnen wäre. Wo wir gewesen sind, da kann der Himmel wieder in die Häuser hineinschauen. So verstanden, ist Fensterputzen eigentlich ein sehr sinnvoller Beruf.

I. W.



JUBILAR FEIER

Traditionelles Fest der Hoesch-Westfalenhütte! Jubilarehrung! Diesjähriger Schauplatz, der festlich geschmückte Saal des städtischen Parkhauses Barop. Schon lange vor Beginn der offiziellen Feier spielte die Werkskapelle unterhaltsame Weisen, während sich der große Saal langsam füllte. Fast auf die Minute genau gab Direktor Dr. Harr das Startzeichen zum Beginn des offiziellen Teils mit seiner Festansprache.

„Wir sind zusammengekommen“, so führte Direktor Dr. Harr aus, „um unsere Jubilare zu ehren, mit ihnen einige frohe Stunden zu verleben, Gedanken auszutauschen und die Kameradschaft zu pflegen.“

Die Zahl der Jubilare sei in diesem Jahre ziemlich gering, es seien fünf mit 50, 55 mit 40 und 68 mit 25 Dienstjahren. Vor zwei Jahren sei ihre Zahl noch gut zweieinhalbmal größer gewesen. Das aber liege an zwei großen Ereignissen: Vor 40 Jahren tobte gerade der Weltkrieg, und vor 25 Jahren herrschte die große Wirtschaftskrise.

Wenn den Jubilaren heute der Dank des Werkes gezollt werden solle, müsse man auch die Ehefrauen mit in den Dank einbeziehen. Sie hätten mit ihren Männern Tag für Tag Leid und Freud geteilt, seien echte Lebensgefährten und Kameraden gewesen und hätten ihre müden und abgespannt von der Schicht heimkehrenden Männer mit ganzer Hingabe gepflegt. Dafür schulde ihnen das Werk Dank.

Zu den Jubilaren gewandt hielt Direktor Dr. Harr dann einen kurzen geschichtlichen Rückblick. Zunächst gedachte er der 61 Toten und der zehn tödlich Verunglückten. Zu ihrem Gedenken erhoben sich die Jubilare, ihre Ehefrauen und Gäste von den Plätzen.

86 Jahre alt sei nunmehr die Hoesch-Westfalenhütte, die 1883 die Produktion aufgenommen habe. 1907 wurden erstmals 400 000 t Rohstahl erzeugt, wodurch das Eisen- und Stahlwerk Hoesch weit hinaus bekannt wurde. Im gleichen Jahre wurde die Limburger Hütte dem Werk Hoesch angegliedert. 1917 hatte der erste Weltkrieg seinen Höhepunkt erreicht. Im Westen tobten die ungeheuren Materialschlachten, dennoch stieg die Jahresproduktion des Werkes, bedingt durch den sogenannten Hindenburgplan an, auf 500 000 t Rohstahl. 1932 sank die Rohstahlerzeugung,

die mittlerweile die Höhe von 1 000 000 t erreicht hatte, um 50 Prozent. Die Belegschaft mußte um 25 Prozent vermindert werden, der Rest arbeitete dazu verkürzt.

Redeutungsvoll für das Unternehmen sei der 1. Oktober 1947 gewesen. An diesem Tage wurde das Hüttenwerk Dortmund, die spätere Westfalenhütte, aus dem Hoesch-Verband auf Anordnung der Alliierten ausgegliedert und in eine eigene AG umgewandelt. Seit fünf Jahren sei die Westfalenhütte, wenn auch als eigene Aktiengesellschaft, wieder im großen Hoesch-Verband.

Seit Kriegsende habe die Werksleitung immer danach gestrebt, die zerstörten Einrichtungen des Werkes wieder aufzubauen. Mit Hilfe der gesamten Belegschaft sei ihr das geglückt. Dazu seien neue Betriebsanlagen geschaffen worden. Direktor Dr. Harr erinnerte an den Hochofen IV und das neue Walzwerk. Neben der Lehrwerkstatt erstehe eine neue Sozialwerkstatt. Im Martinwerk II soll eine neue Halle gebaut werden. Das neueste Bauvorhaben aber sei die Erweiterung der Breitbandstraße in der Stockheide. Da mit einer Erzeugung von 1,9 Millionen t Rohstahl der Bedarf noch lange nicht gedeckt sei, soll auch das Stahlwerk ausgeweitet werden.

Auf dem sozialen Sektor kündigte Direktor Dr. Harr für Februar nächsten Jahres die Verkürzung der Arbeitszeit auf 42 Stunden wöchentlich im Hochofenbetrieb an. Krankengeld und Renten seien neu geregelt worden. Auf der anderen Seite dürfe nicht vergessen werden, daß die Erträge des Werkes gesunken, die Kosten dagegen gewaltig gestiegen seien.

Zum Schluß dankte Direktor Dr. Harr noch einmal den Jubilaren, die mit ihrer Werkstreue und ihrem Einsatz wertvolle Vorbilder der Jugend seien.

„Unsere Jubilare haben in treuer Pflichterfüllung zum Werk gestanden“, sagte Betriebsratsvorsitzender Steegmann. Dafür gebühre ihnen der herzlichste Dank aller Arbeitskameraden. Sie hätten die Wahrheit des Sprichwortes „Wer rastet, der rostet“ erkannt und darum in unermüdlicher Arbeit den wirtschaftlichen Boden beackert. Ihre Leistungen können mit Worten nicht hoch genug anerkannt werden.



Hobbys haben die Leute!... Jeder schneidet sich seines gewissermaßen auf den Leib und wird dir genau auseinandersetzen können, daß er ungezählte Stunden seiner Freizeit gerade mit ihm und gerade so verbringt. Über die tieferen Beweggründe zur Bastelfreude, zur Sammelwut, zur Sportbegeisterung oder schöpferischen Betätigung aber wird kaum einer Auskunft geben können, dir nicht und sich selber auch nicht. Der Zwang, dies und jenes um seiner selbst willen, zweck- und absichtslos zu tun und zu treiben, ist wohl tief im Unterbewußtsein verankert, und wer ihm nachgibt, der wird — „hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ — an irgendeiner Kante seines grauschweren Alltags sorgenlos, glücklich und frei! Sorgenlos, glücklich und frei ist Wilhelm Roese, wenn er seinen Zwergengarten bestellt. Ja, du hast recht gehört: Zwergengarten! Nein, nicht „Gulliver“-Roese! Du kennst ihn sogar, den kleinen, weißhaarigen, immer bienenfleißi-

Erde nicht. Könnte man nicht vielleicht an der Glaswand, die das Anwesen vom Nachbargrundstück schied, etwas bauen, eine Blumenbank, so etwas wie ein Beet, vielleicht sogar mit einem Aquarium dazwischen? Man konnte. Es wurde gezeichnet, gemauert und verputzt, Ziegel wurden ausgezackt, Fliesen gelegt, eine Vogeltränke mit verplant, ein Frosch wurde aufgesetzt, der aus tönernem Maul einen kunstvoll aus der Waschküche hochgelegten, genau auf die Bedürfnisse von elf Goldfischen abgestimmten Wasserstrahl sprühte.

Aber mit der Sorge für Garten und Fische, für die Vögel, die im Winter unter einem fröhlichen Schutzdach mitten im Schnee pickten oder an Ringen schaukelten, für die schon neun Jahre alte Hauskatze, für den 15 Jahre alten und vor Alter schon zahnlosen Rolli und den etwas jüngeren, gutmütigen Flocki war es nicht genug. Was noch

Kirchderner Eigenheim

mit 33 „Untermieter“



Wilhelm Roese mit Rolli, Flocki, Pussi, Goldfischen und 33 Gartenzwergen

gen, immer freundlichen Arbeitskameraden aus der Hausverwaltung, der in den Heiz- und Papierkellern nach dem Rechten sieht und z. B. auch die Katzen dort mit „Kontenmilch“ und Werksschänken-Portionen versorgt. Es tut ihm gut, daß er auch während der Arbeitsstunden ein bißchen Tierliebe üben kann. In seiner Freizeit zieht es ihn unwiderstehlich zu Hunden, Katzen und — Zwergen.

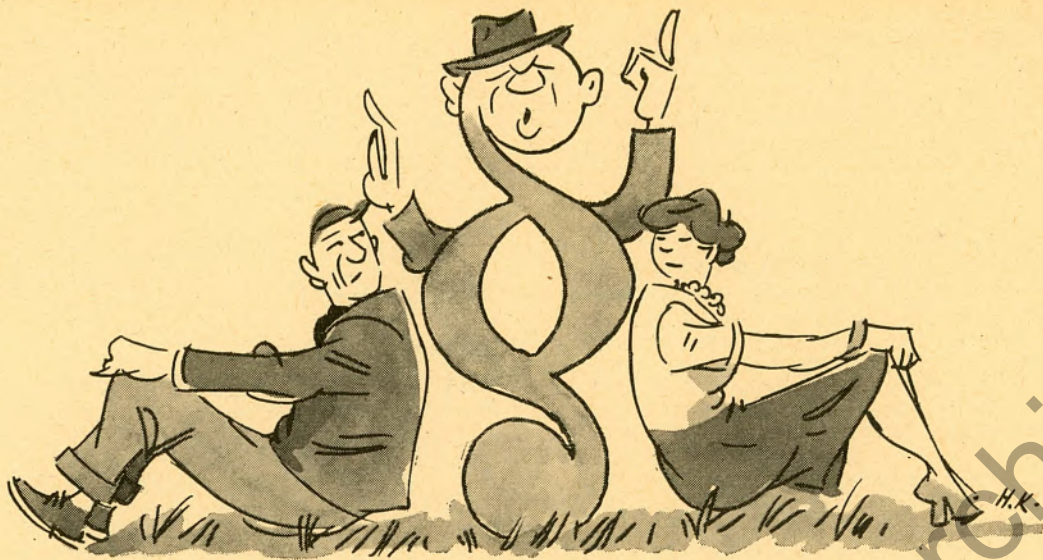
Man kann wirklich nicht behaupten, daß das Reihenheim, das er seit 1952 mit Mutter, Schwester, Rolli, Flocki und Pussi in Kirchderne bewohnt, mit Terrasse, Wäschebleiche und Gärtchen übermäßig groß wäre. Es ist auf die Wohn- und Lebensbedürfnisse einer mittleren Familie zugeschnitten. Wer die dafür ausgerechneten Quadratmeter noch mit sage und schreibe 33 Zwergen zu teilen vermag, der stellt sich damit ein wahrhaft überwältigendes Zeugnis für Verträglichkeit aus!

Kurz nachdem die Familie in der neuen Wohnung heimisch geworden war, begann Wilhelm Roese auf Verschönerung zu sinnen. Die betonierte Terrasse erschien ihm noch nüchtern und kahl, als schon leuchtendrote Gartenmöbel und ein lustiger Schirm zum Sitzen in der Sonne einluden und ein dicker Läufer vom Gartentor zum Hause lief. Seine Initialen, schmiedeeisern ornamental in dieses Gartentor gefügt, befriedigten den rastlosen Drang nach Ausgestaltung und Bereicherung des geliebten Fleckchens

fehlte, das sollte auch kein „Hobby“ sein (den Ausdruck gab es damals fast noch nicht) — wärmen mußte es, mitgehen, so wie den Bergmann das Grubenlicht begleitet. Wer weiß denn, was im letzten Winkel eines Herzens vorgeht, das für Rasen und Beet eine Bevölkerung aus gebranntem Ton braucht, werktätige Zwerge, leuchtende Pilze, tiefsinnige Störche, Rotkäppchen nebst Wolf und Schneewittchen mit Hofstaat . . .

Bei gutem Wetter wird die ganze Herrlichkeit morgens früh aufgebaut. Weil Wilhelm Roeses Dienst bereits um 7 Uhr beginnt, macht das seine Schwester. Ist der Tag sonnig, aber windig, wird jedes Figürchen auf Spezialstäbe montiert, um es gegen zu starken Zug zu sichern. Man braucht dazu eine gewisse „Fingerfertigkeit“, und das Aufstellen oder das Wiederverpacken in seidenpapiergefütterte Kartons, „das ist eben der Sport“.

Das Heimkommen zu 33 tief im Herzen verankerten Zwergen muß schön sein und das Verweilen in dem kindhaften Frieden, den die winzige Gesellschaft von Rotmützen und Graubärten verbreitet. Du möchtest nicht dabei-sitzen? Warum solltest du auch? Du hast dein Hobby, ich habe meines, und er — Wilhelm Roese — hat seines . . . Du weißt doch: „In jedem Manne ist ein Kind verborgen, das spielen will . . .“



DAS NEUE EHELICHE GÜTERRECHT

Am 1. Juli 1958 wird das inzwischen vom Bundestag und Bundesrat verabschiedete Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts in Kraft treten. Die künftige Regelung verdient schon jetzt, insbesondere wegen der vermögensrechtlichen Bestimmungen, Aufmerksamkeit. Das gilt vor allem für die Einführung des neuen gesetzlichen Güterstandes der Zugewinnngemeinschaft, deren Grundzüge kurz dargestellt werden sollen. Anders als die gewählte Bezeichnung vermuten läßt, werden im gesetzlichen Güterstand der Zugewinnngemeinschaft das Vermögen des Mannes und das der Frau nicht gemeinschaftliches Eigentum beider Ehegatten. Vielmehr bleibt ein jeder alleiniger Eigentümer dessen, was er bereits bei Eheschluß besitzt oder während der Ehe erwirbt. Auch verwaltet grundsätzlich jeder Ehegatte sein Vermögen selbständig. So ist beispielsweise die Ehefrau im Gegensatz zu der früher im bürgerlichen Recht geltenden Regelung in der Führung eines Erwerbsgeschäfts güterrechtlich keinerlei Beschränkungen mehr unterworfen. Eine Zustimmung des anderen Ehegatten wird nur noch zu solchen Rechtsgeschäften benötigt, die das Vermögen im ganzen oder Gegenstände des Haushalts betreffen.

Wird die Ehe geschieden

oder der gesetzliche Güterstand auf sonstige Weise zu Lebenszeiten der

Ehegatten beendet, so findet der Ausgleich des Zugewinns statt. Hierzu wird bei jedem Ehegatten festgestellt, welchen Wert nach Abzug der Verbindlichkeiten sein Vermögen bei Beginn und welchen es bei Beendigung des Güterstandes gehabt hat. Der Unterschiedsbetrag ergibt dann den jeweiligen Zugewinn. Übersteigt der Zugewinn des einen Ehegatten den Zugewinn des anderen, so steht die Hälfte des Überschusses dem anderen Ehegatten als Ausgleichsforderung zu. Ist es also beispielsweise dem Ehemann gelungen, sein Anfangsvermögen von 5000 DM auf ein Endvermögen von 20 000 DM zu bringen und konnte die Ehefrau ihr Anfangsvermögen von 10 000 DM auf ein Endvermögen von 15 000 DM erhöhen, so beträgt der Zugewinn des Ehemannes 15 000 DM und der der Ehefrau 5000 DM. Als Überschuß ergibt sich ein Betrag von 10 000 DM. Hiervon kann die Ehefrau die Hälfte, also 5000 DM, als Ausgleichsforderung beanspruchen. Der zur Zahlung des Ausgleichsanspruchs verpflichtete Ehegatte kann die Erfüllung insoweit verweigern, als sie nach den Umständen des Falles grob unbillig wäre. Dies gilt insbesondere dann, wenn der anspruchsberechtigte Ehegatte längere Zeit hindurch den aus der Ehe folgenden wirtschaftlichen Verpflichtungen schuldhaft nicht nachgekommen ist. Auch soweit die Ausgleichsforderung unbestritten ist, kann beim Vormundschaftsgericht eine Stundung erwirkt werden, wenn

die sofortige Zahlung den verpflichteten Ehegatten besonders hart treffen würde und dem berechtigten eine Stundung zugemutet werden kann.

Wird der gesetzliche Güterstand durch den Tod eines Ehegatten beendet,

so unterbleibt der Ausgleich des Zugewinns. Statt dessen erhöht sich der gesetzliche Erbteil des überlebenden Ehegatten um $\frac{1}{4}$. Hinterläßt also beispielsweise der Ehemann Frau und Kinder als Erben, so gebühren der Ehefrau nicht wie bisher $\frac{1}{4}$, sondern $\frac{1}{2}$ und dementsprechend den Kindern nicht $\frac{3}{4}$, sondern nur $\frac{1}{2}$ der Erbschaft. Sind statt Kinder Eltern bzw. Geschwister des Ehemannes vorhanden, so erhöht sich der Erbteil der überlebenden Ehefrau von $\frac{1}{2}$ auf $\frac{3}{4}$ der Erbschaft. Ist der überlebende Ehegatte hingegen nicht Erbe, so verbleibt es bei dem gesetzlichen Pflichtteilsanspruch in der bisherigen Höhe. Daneben kann aber auch noch der Ausgleich des Zugewinns von den Erben verlangt werden. Zum Schluß ist noch auf eine wichtige Übergangsregelung hinzuweisen. Hiernach kann jeder Ehegatte, der bisher nicht in einem vertraglich vereinbarten Güterstand lebt, dem sonst ohne weiteres am 1. Juli 1958 eintretenden gesetzlichen Güterstand der Zugewinnngemeinschaft ausweichen, wenn er bis zum 30. Juni 1958 beim zuständigen Amtsgericht in notariell beurkundeter Form die Erklärung abgibt, daß Gütertrennung gelten soll.

Rentner müssen Frist beachten!

Das neue Arbeiterrentenversicherungsgesetz enthält in seinen Übergangsvorschriften eine Reihe von Bestimmungen, deren Anwendung davon abhängig ist, daß ein entsprechender Antrag gestellt wird. Verschiedene Vorschriften fordern die Antragstellung innerhalb einer bestimmten Frist. Deshalb sollten unsere Rentner die nachfolgenden Hinweise sorgfältig lesen und beachten.

Rentenansprüche auf Grund der Neuregelung

Durch den Wegfall der Anwartschaftsvorschriften und durch einige weitere Änderungen in den Voraussetzungen für den Anspruch auf Rentenleistungen (zum Beispiel Erleichterungen für den Hinterbliebenenrentenanspruch geschiedener Ehefrauen) besteht nunmehr in vielen Fällen, in denen nach dem bis zum 1. Januar 1957 geltenden Recht keine Ansprüche geltend gemacht werden können, ein Rentenanspruch. Soweit der Rentenanspruch erst durch das Neuregelungsgesetz begründet wird, ist eine Rente nur auf Antrag zu gewähren. Das Gesetz enthält zwar keine Frist für eine solche Antragstellung, jedoch liegt es im Interesse des Rentenbewerbers, die Antragstellung in derartigen Fällen nicht zu lange hinauszuzögern, da die Rente mit dem 1. Januar 1957 beginnt, wenn ihre Voraussetzungen zu diesem Zeitpunkt erfüllt waren, und erfahrungsgemäß zum Beispiel die rückwirkende Feststellung eines bestimmten körperlichen Zustandes (Berufsunfähigkeit oder Erwerbsunfähigkeit) zu einem in der Vergangenheit liegenden Zeitpunkt um so schwieriger wird, je mehr Zeit seitdem verstrichen ist. Auch wird die Klärung früherer Versicherungsverhältnisse in der Regel um so schwieriger, je weiter die behauptete Beitragsleistung zurückliegt. Nach § 29 Abs. 3 RVO verjährt im übrigen der Anspruch auf Leistungen der Versicherungsträger in vier Jahren nach der Fälligkeit (Art. 2 § 25 Abs. 2 ArVNG).

In diesem Zusammenhang wird besonders darauf hingewiesen, daß für die Gewährung des Altersruhegeldes wegen Vollendung des 60. Lebensjahres bei vorhergehender mindestens einjähriger Arbeitslosigkeit und für Frauen, die in den letzten 20 Jahren überwiegend versicherungspflichtig beschäftigt waren und eine solche Beschäftigung nicht mehr ausüben (§ 1248 Abs. 2 und Abs. 3 RVO neuer Fassung), der Antrag Voraussetzung für den Rentenanspruch ist, nach dem sich der Beginn der Rente richtet.

Vollwaisenrenten

Das neue Gesetz unterscheidet zwischen Halbwaisen und Vollwaisen. Bei der Umstellung der Waisenrenten durch die Deutsche Bundespost waren diese Renten zunächst ohne Unterschied auf den Betrag von 50 DM monatlich — mindestens jedoch auf einen um 14 DM über dem bisherigen Zahlbetrag liegenden Betrag — umzustellen. Die Waisenrenten für Vollwaisen betragen aber nach der Umstellung monatlich 75 DM — mindestens jedoch 14 DM mehr als der bisherige Zahlbetrag — und werden auf Antrag für Bezugszeiten seit dem 1. Januar 1957 entsprechend erhöht, wenn die Waise oder ihr gesetzlicher Vertreter dies bis zum 31. Dezember 1957 beantragt. Bei späterer Antragstellung erfolgt die Erhöhung vom Antragsmonat an (Art. 2 § 35 ArVNG).

Kinderzuschuß über das 18. Lebensjahr hinaus

Zu den umgestellten Versichertenrenten wird Kinderzuschuß über die Vollendung des 18. Lebensjahres hinaus für Rentenbezugszeiten seit dem 1. Januar 1957 auf Antrag gewährt, wenn es sich um ein unverheiratetes Kind handelt, das sich in Schul- oder Berufsausbildung befindet oder das bei Vollendung des 18. Lebensjahres infolge körperlicher oder geistiger Gebrechen außerstande war, sich selbst zu unterhalten. (Der Kinderzuschuß wird nur so lange gewährt, wie die genannten Voraussetzungen vorliegen, längstens bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres.) Wird der Antrag vom Rentenempfänger bis zum 31. Dezember 1957 gestellt, beginnt die Leistung — soweit die Voraussetzungen vorliegen — am 1. Januar 1957; bei späterer Antragstellung wird der Kinderzuschuß vom Beginn des Antragsmonats an gewährt (Art. 2 § 40 ArVNG).

Waisenrente über das 18. Lebensjahr hinaus

Waisenrenten für Waisen, die das 18. Lebensjahr vollendet haben, werden für Zeiten seit dem 1. Januar 1957

auf Antrag gewährt, wenn es sich um eine unverheiratete Waise handelt, die sich in Schul- oder Berufsausbildung befindet oder die bei Vollendung des 18. Lebensjahres infolge körperlicher oder geistiger Gebrechen außerstande war, sich selbst zu unterhalten. (Die Waisenrente wird nur so lange gewährt, wie die genannten Voraussetzungen vorliegen, längstens bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres.) Die Leistung beginnt — soweit die Voraussetzungen gegeben sind — am 1. Januar 1957, wenn der Antrag von der Waise oder ihrem gesetzlichen Vertreter bis zum 31. Dezember 1957 gestellt wird; bei späterer Antragstellung wird die Waisenrente vom Beginn des Antragsmonats an gewährt (Art. 2 § 41 ArVNG).

Erhöhung der Rente

wegen bestimmter Beschäftigungen

Wenn nachgewiesen wird, daß der Versicherte während mindestens 10 Jahren in einem landwirtschaftlichen Unternehmen, in Heimen und Krankenanstalten oder in der Hauswirtschaft versicherungspflichtig beschäftigt gewesen ist und für ihn Beiträge entrichtet worden sind, so ist die umgestellte Rente (ohne Kinderzuschuß) um 10 Prozent zu erhöhen, wenn während dieser Zeit neben Barbezügen als Sach- oder Dienstleistungen freier Unterhalt (Kost und Wohnung) oder entsprechende Sachbezüge gewährt wurden. Als landwirtschaftliche Unternehmen gelten solche der Land- und Forstwirtschaft, des Garten- und Weinbaues sowie der Binnenfischerei — Fischzucht, Teichwirtschaft, See-, Bach- und Flußfischerei — und der Imkereien (Art. 2 § 55 Abs. 1 ArVNG).

Da hier der Nachweis der entsprechenden Voraussetzungen gefordert wird, muß vom Berechtigten ein Antrag auf Erhöhung der Rente gestellt werden. Das Gesetz schreibt hierfür keine Frist vor, jedoch sind die allgemeinen Verjährungsvorschriften des § 29 Abs. 3 RVO, nach denen der Anspruch auf Leistungen in vier Jahren nach der Fälligkeit verjährt, zu beachten.

Nachprüfung ergangener Bescheide

Die neuen Wartezeitvorschriften und die Bestimmungen über den Anspruch auf Hinterbliebenenrente (Art. 2 § 8 und §§ 17 bis 19 ArVNG) sind auch in den schwebenden Verfahren anzuwenden. Sind sie nicht berücksichtigt worden, so ist dies ein Revisionsgrund auch dann, wenn das Landessozialgericht oder Sozialgericht sie noch nicht anwenden konnte. (Es muß sich dabei allerdings um ein Verfahren handeln, in dem Revision zulässig war.)

Ist bei einem der in Betracht kommenden Versicherungsfälle ein Leistungsantrag rechtskräftig oder bindend abgelehnt worden, so ist auf Antrag zu prüfen, ob die neuen Vorschriften für den Rentenbewerber günstiger sind. Der Versicherungsträger erteilt in diesen Fällen einen neuen Bescheid. Ein Antrag auf Nachprüfung ist jedoch nur bis zum 31. Dezember 1958 zulässig! (Art. 2 § 44 ArVNG).

Leistungen an Verfolgte des Nationalsozialismus

Abschließend sei noch eine weitere Frist erwähnt, die sich nicht aus dem ArVNG, sondern aus den Vorschriften des Bundesgesetzes zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung (Bundesentschädigungsgesetz — BEG) ergeben. Es handelt sich um den Antrag auf Wiedergutmachungsleistungen aus der Rentenversicherung, der — unabhängig davon, ob der Versicherungsfall bereits eingetreten ist oder nicht — ursprünglich bis zum 1. Oktober 1957 zu stellen war. Die Frist ist jedoch durch das Gesetz zur Änderung des Bundesentschädigungsgesetzes vom 1. Juli 1957 (BGBl. I S. 663) bis zum 1. April 1958 verlängert worden.

Selbstversicherer!

Das neue Rentenrecht kennt eine Selbstversicherung, d. h. den Eintritt in die Versicherung ohne vorhergehende ausreichende Pflichtversicherung, nicht mehr. Wer die Selbstversicherung vor dem 1. Januar 1956 begonnen hat, kann die Versicherung jedoch fortsetzen; wer dagegen die Selbstversicherung nach dem 31. Dezember 1955 begonnen hat, ist nicht zur Fortsetzung der Versicherung berechtigt. In diesen Fällen werden die zur Selbstversicherung entrichteten Beiträge in voller Höhe zurückgezahlt, wenn der Antrag auf Rückzahlung bis zum 31. Dezember 1957 gestellt wird.



Von links: Christel Mündelein, Helga Rippmann, Hans Westheider, Manfred Allmeroth, Jürgen Kunze

Unsere neue Jugendvertretung

Unsere Lehrlinge und Jugendlichen wählten ihre neue Jugendvertretung. Sie ist genau wie der Betriebsrat alle zwei Jahre zu wählen. In den vom Wahlausschuß einberufenen zwei Jugendversammlungen wurde die Vorschlagsliste für die Wahl aufgestellt und einstimmig gebilligt. Bei der am 2. und 3. September durchgeführten Wahl wurden in den Jugendausschuß gewählt:

Hans Westheider	298 Stimmen
Jürgen Kunze	211 "
Christel Mündelein	153 "
Manfred Allmeroth	150 "
Helga Rippmann	134 "

Die Jugendvertretung wählte in der ersten Sitzung ihren Vorstand. Er setzt sich zusammen aus dem

1. Vorsitzenden	Hans Westheider
2. Vorsitzenden	Manfred Allmeroth
Schriftführerin	Helga Rippmann

Die Arbeitsbereiche der Jugendvertretung umfassen folgende Betriebe:

Hans Westheider: Martinwerk I und II, Thomaswerk, Drahtverfeinerung, M.A. Stahlwerke, Walzendreherei, Halbzeugstraße

Manfred Allmeroth: Kaltwalzwerk, Breitbandwalzwerk, Martinwerk III, EWS, Waggonwerkstatt, Lokwerkstatt, Elektr.-Abteilung, Stahlbau, Eisenbahn, Hochofen, M.A. Hochofen

Jürgen Kunze: Mech. Werkstatt, Walzwerke IV, V und VIII, Drahtwalzwerk, Zurichtereien, M.A. Walzwerke, Lehrwerkstatt

Christel Mündelein: Lehrwerkstatt

Helga Rippmann: Hauptverwaltung, Versuchsanstalt, Bauabteilung, Gästehaus, Werkschänke

Der Vorsitzende der Jugendvertretung nimmt zu meist an den Betriebsratssitzungen teil. Wenn der Jugendvertreter auch kein Stimmrecht im Betriebsrat hat, so hat die Jugendvertretung doch die Möglichkeit, alle Anliegen der Jugendlichen direkt vorzubringen und beraten zu lassen. Für diese Aufgabe wünschen wir der Jugendvertretung bei ihrer Arbeit recht viel Erfolg!



Mengede

Dortmund-Mengede

Wer heute als Ortsfremder in die ehemalige „Burschop“ Mengede kommt, fühlt sich zweifellos zuerst nicht allzu stark beeindruckt von diesem Ort mit dem wunderschönen Wappen in Gold und Schwarz. Aber dringt man etwas tiefer ein in das Wesen dieses über tausend Jahre alten Ortes — der seit drei Jahrzehnten zu Dortmund gehört — und geht willig die Wege mit dem heimatverbundenen Chronisten, dann entfaltet sich vor unseren Blicken das Bild eines starken und stolzen Lebens, das trotz empfindlicher Heimsuchungen und mancher schwerer Schicksalsschläge zäh sein treues, westfälisches Gesicht wahrte.

Ein Spruch spricht für viele andere, die über den Haustüren der schmucken Häuser und Gehöfte stehen:

„Was durch Eltern Müh' erworben, ist durch Feuersglut verdorben. Jetzt steht's wieder fertig da! Gott, der gab uns seinen Segen, Menschenhülfe kam uns entgegen. Nun sei Gottes Schutz uns nah. Anno 1861 am 29. Mai.“

Deutlicher kann wohl niemand sein Gottvertrauen kundtun und zuversichtlicher niemand seine Lebensbejahung.

Unter den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges hat Mengede wie alle anderen Ortschaften unserer Heimat erheblich gelitten. 1548 brach eine große Feuers-

brunst aus. Überschwemmungen der Em-scher waren an der Tagesordnung. Die Geschichte des Ortes verzeichnet sogar in den Jahren 1733 und 1735 ein Erdbeben. Es wird erzählt: das erste Beben 1753 sei so stark gewesen, daß die Kirchenglocke fünf- bis sechsmal hin- und hergestoßen worden sei.

Die Schule hatte schon immer ihren Platz neben der Kirche. 1832 wurde sie „auf Rollen gelegt“ und „zurückgeschoben“. Fortan diente sie dem Totengräber, Floer mit Namen, als Wohnung. Aus Scherz nannte man ihn manchmal „Trauerflor“. Die neue Schule hatte zwar ein großes Unterrichtszimmer, sogar Scheune und Stallung, aber eine sehr wichtige Einrichtung, nämlich das gewisse „Örtchen“, fehlte! Die „I-Männchen“ nahmen das am allerwenigsten tragisch, denn sie wußten sich zu helfen, und sie fanden an dem mehr oder minder langen Aufenthalt in der „freien Natur“ sehr großen Gefallen.

Mengede — aus nicht mehr genau feststellbaren Gründen soll das „große Heide“ bedeuten — wurde schon 928 n. Chr. urkundlich genannt. Aber das ist nicht das Erstaunlichste; das ist vielmehr das, daß prähistorische Funde, Urnen und allerlei Gerätschaften, welche man in der Mengeder Heide fand, aus der Zeit von 200 bis 400 v. Chr. stammen sollen.

Wellinghofen

Bekannt ist Wellinghofen den Dortmunder Großstädtern durch die sich Jahr um Jahr in üppiger Pracht darbietende Obstbaumblüte, die viele Besucher in diesen uralten Ort lockt, welcher eine Kirche aus dem zwölften Jahrhundert besitzt und noch heute, trotz allen modernen Errungenschaften der Zivilisation, wie Fernseh- und Radiogeräte, elektrisches Licht und Autoverkehr durch die Straßen, so nett und gemütlich anzuschauen ist.

Man merkt eben noch nicht allzuviel von der „Hetze der Zeit“, und das ist fein! So können wir einmal in Ruhe den Stimmen der Vergangenheit lauschen, die auch ihre „Döhnkes“ über diese Landschaft auszuplaudern weiß für den, der recht zu hören versteht.

Es war am 22. November 1748, da gab es eine nicht geringe Sensation in dem damaligen Kirchspiel Wellinghofen, das nun seit fast 30 Jahren zu Dortmund gehört. Der

spätere Stolz aller Einheimischen, die „neuerfertigte Brandspritze“, wurde in Betrieb genommen, die erste ihrer Art im weiten Umkreis, was extra in einer amtlichen Bekanntmachung vermerkt wurde. Aber leider wurde erst im Jahre 1913 eine Wasserleitung in dem Ort angelegt. Solange mußte das Löschwasser aus den Brunnen hervorgeholt werden, was natürlich die Arbeit sehr erschwerte. Auch die kleinen Löschteiche, die man an manchen Stellen anlegte, reichten bei weitem nicht hin. Es geht die Sage, daß einige der guten Wellinghofer die damit verbundene Verzögerung gar nicht für so unangenehm empfanden, den der Blitz schlug häufig in ihre alten Scheunen ein und setzte dann oft auch das ganze, längst aufbaubedürftige Anwesen in Brand. Und die Versicherung mußte für den Schaden aufkommen. Da sie das aber nur tat, wenn das ganze Gebäude niederbrannte, soll einmal ein solcher „unglücklicher“ Hausbesitzer den Nachbarn, der ihm löschen helfen wollte, unwirsch mit den Worten angefahren haben: „Dat loat man sin, dat geiht di nix an! Dat is min Feuerken!“ — Und ein Versicherungsbeamter meinte damals seufzend: „Et hitt gistern blitzet, vandage maut ick wier taxäirn!“



Wellinghofen

Als die ersten Steinkohlenfunde in Wellinghofen gemacht und ans Licht befördert wurden, teufte man gleich zwei Zechen ab, Crone und Admiral, die aber jetzt längst wieder eingegangen sind. Die Einfahrt wurde stets mit einem Gebet begonnen und auch mit einem Gebet beendet.

Erwähnenswert ist in bezug auf die Kohlenherzeugung von Anno dazumal noch, daß eine Frau, welche noch heute im Gedächtnis der meisten Einheimischen lebt, und „die alte Penterkusche“ genannt wurde, fortgesetzt eine unglaubliche Leistung vollbrachte. Sie beförderte nämlich auf zwei Esseln (Eseln) die Kohlen über den Höchsten und Schwerte bis nach Iserlohn. Sie selbst trug außerdem vermittels eines Kopfkranzes einen Sack Kohlen auf dem Kopf, ging neben den „Esseln“ her und strickte dabei noch.

Lütgenbömmel

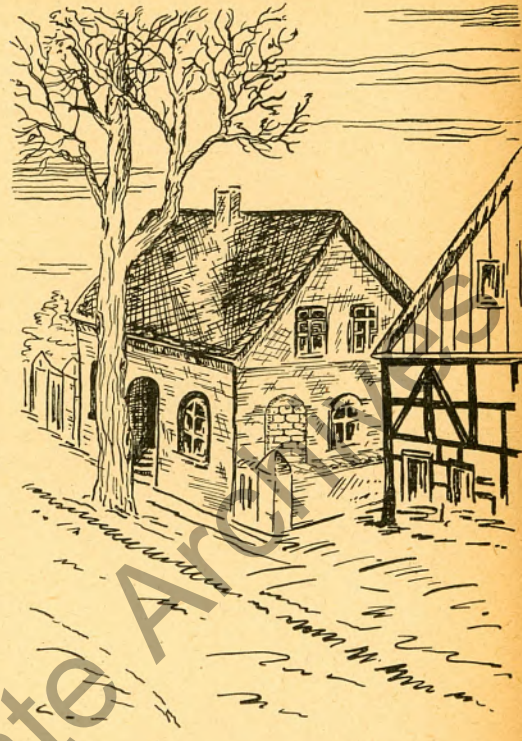
„Lütgenbömmel“ nannten die Groß-Dortmunder scherzend den kleinen Marktflecken an der alten Hellwegstraße zwischen dem Städtchen Bochum — damals noch vielfach Bouccum, Bouchum, auch Kaubockum genannt — und ihrer Stadt, die den schwarzen Adler im Wappen trug und stolz über der Rathhaustür prahlte: „So fast as Döörpm“.

Nun, die Lütgendortmunder fragten nach diesem Spott nicht viel. Sie saßen zunächst als einzelne Bauern auf ihren Höfen und gaben ihren Lehnsherren treu und brav ihren jährlichen „Zehenten“, zu dem sie durch Landesgesetze verpflichtet waren. Fleißig arbeiteten sie von morgens früh bis abends spät, und sie kannten dabei wenig von den sogenannten Freuden des städtischen Lebens. Wälder bedeckten noch die Emschergegend, dazwischen lagen große Weideflächen, und eine Fahrt auf der unwegsamen Straße — denn wer kannte Pflaster, wer Asphalt? — konnte den Menschen so „erschüttern“, daß er lieber daheim hinterm warmen Herd blieb, wenn er nicht unbedingt „reisen“ mußte.

Tag für Tag trieb der von der Ortsgemeinde gegen höchst geringes Entgelt gemietete Hirte die großen Schafherden

auf die sogenannten „Vöden“, es waren weite, unbebaute Ackerflächen. Die Schweine wurden ebenfalls von einem Hirten in die Wälder, in die „Mast“ getrieben; sie fanden dort Eicheln in Mengen. Es ist vielleicht einmal interessant, den Lohn dieser Hirten zu erfahren: Sie bekamen im Jahr 2 Reichstaler und abwechselnd bei den Besitzern der Herden ihre Beköstigung. Das war zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel. Deswegen waren die Hirten auch schlecht zu bekommen, und man mußte sich oft mit sogenannten „Tagedieben“ behelfen, die manchmal einfach zu Hause blieben oder betrunken von der Weide kamen.

Not, Krieg und Pestilenz, Freuden und Leiden kannten die Menschen so gut damals wie heute. Gehen wir aber in unseren Tagen durch die langgestreckte Ortschaft, in der die Kirchen beider Konfessionen so traulich über die zahlreichen Ziegeldächer der Häuser schauen und das bunte Leben und Treiben in den Straßen und auf dem Marktplatz erblicken, dann mutet uns das irgendwie heimatlich gemütlich an. Die Sonne lacht so golden vom blauen Himmel. Immerhin: „Lütgenbömmel“ ist klein, aber oho!...



„Das Wunderkästchen“ in Langendreer

Langendreer

Es war zu der Zeit, als noch der schellen-schwingende Polizei- oder Gemeindegeldiener schwitzend und etwas asthmatisch keuchend durch die großväterlichen Straßen der Kleinstädte und Dörfer unseres Ruhrlandes wanderte und amtliche Verlautbarungen „kund und zu wissen tat“, d. h. mit Stentorstimme in die Gegend schmettete, so daß ihm, wo er erschien, immer ein Schwarm Neugieriger und Kinder auf dem Fuße folgte.

Da faßte Langendreer, dieses lange Dorf mit dem heute geradezu großstädtisch verkehrsreichen Umsteigebahnhof und dem traditionellen, vom Personenverkehr ausgerichteten „alten Bahnhof“, den Plan, sich ein eigenes „selbständiges“ Amtsgefängnis zu bauen.

Früher „brummt“ man in Witten

Denn Langendreer war bisher darauf angewiesen, seine Sträflinge den recht umständlichen Weg nach Witten zu transportieren, weil nur dort ein Polizeigewahrsam vorhanden war. Und da diese Tatsache auch ein wenig den Stolz der wachsenden Gemeinde kränkte, beschloßen die Räte, Abhilfe zu schaffen. Jedermann meinte, dieses Unternehmen müsse

doch mit Leichtigkeit zu starten sein, aber hierin täuschten sich die Braven, denn die erste Schwierigkeit begann schon damit, daß im Dorf ein geeignetes Baugrundstück fehlte. „Jottwehdeh“, wie der Berliner sagt: ganz weit draußen, etwa auf dem Langenstuken oder auf der Dreerhöhe, waren Bauplätze genügend vorhanden. Aber was nutzte das?

Dann kaufte man des Schusters Haus

Nach vielem Hin und Her meldete sich endlich ein Schuster, der sein in der Unterstraße — der damaligen Hauptstraße — gelegenes Anwesen verkaufen wollte, und man wurde um den Betrag von 450 Talern handelseinig. Später ergaben sich zwischen ihm und der Gemeinde allerdings Schwierigkeiten, weil der Plan zwar schön und gut, die Finanzlage der Gemeinde aber ausgesprochen schlecht war. So konnte dem Schuster erst nach einem runden Jahr das Geld ausbezahlt werden.

Aber es kam ganz anders

Inzwischen begannen nun die Bauhandwerker emsig mit der Demontage des

alten und dem Aufbau des neuen Hauses, welches, eineinhalbstöckig, mit zwei Haftzellen unten den zukünftigen „Kasten“ darstellen sollte. Der ursprüngliche Plan wurde aber dauernd geändert. Zunächst bestimmte man anderes als das vorgesehene Material zum Bau. Dann wurde das Haus im Ganzen vergrößert und eine Wohnung eingebaut, die dem Gefangenewartler zugedacht war. Schließlich aber bestimmte man das ganze Haus als Wohnung, und zwar für den Herrn Amtsbürgermeister. Das Gefängnis aber schrumpfte zusammen zu einem „Kästchen“, das hofseits angeklebt wurde. Nun endlich war eine Unterkellerung notwendig geworden. Auch das geschah. Nach drei Jahren schien das Haus fix und fertig zu sein, jedoch stellte sich auch diese Annahme binnen kurzem als leicht übertrieben heraus, denn es fehlte die Bodentreppe, dann die Klosettanlage im „Kästchen“ und zu guter Letzt die „Dachrenne“.

Gefängnis wurde Wunderkästchen

Seinem ursprünglichen Zwecke, wenigstens in dem Sinne, wie zuerst geplant, hat dieses Haus nie gedient. Als Amts- und Gemeindebüro war es später sowieso zu klein und wurde nun einem Polizeibeamten mit dem schönen Namen „Wunder“ vermietet. Das „Wunderkästchen“ nannte man es seitdem spottend. Lächelnd lasen wir heute diese kleine Geschichte von Bochum-Langendreer in alten Schriften und wollen es uns nicht verhehlen: Wir wundern uns mit!

Rauh spricht man in Marten

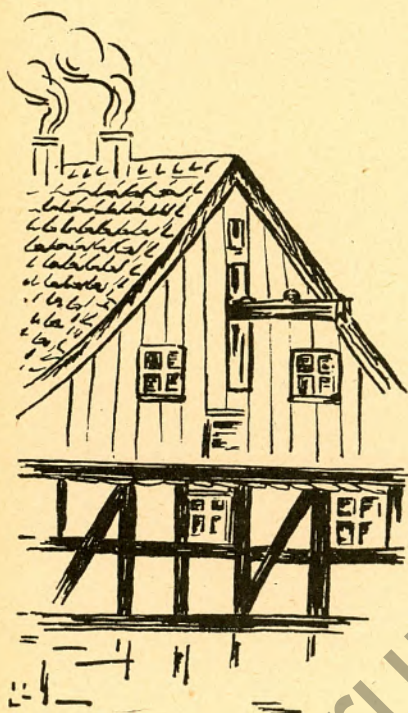
Lächele keiner „minnächtig“ über Marten! Auch diese Gegend längs der eifrig plätschernden Emscher hat ihre teils ernste und schwere, teils heitere und frohbeschwingte Geschichte. Aus ihrer Vergangenheit sprechen heute noch alte Hausgiebel zu uns von den Zeiten, die man heute schlechthin „Anno Tobak“ nennt. Auch die Flurbezeichnungen „An der Wasserburg“ und „In der Roßbach“ lassen wohl darauf schließen, daß hier vormals eine der zahlreichen Wallburgen des uralten Hellweggebietes stand; die „Rösser“ bzw. die Wildpferde aber hat

und so geriet das Pferd in seine starken Hände, so daß er es bändigen konnte. Auf den großen Gutshöfen wurden vielfach Wildpferde gezüchtet, sie starben aber allmählich aus.

Heute ist der ganze Horizont rings um Marten voller Zechen. Der Ort selbst steht als stille, grüne Insel mitten zwischen ihnen. Fleißig und redlich geht

die Bevölkerung ihrer täglichen Arbeit nach. Aber bei aller Bescheidenheit und Bodentreue stehen die Männer doch allgemein dem Zeitgeschehen „der großen Welt“ aufgeschlossen gegenüber, und man erzählt sich da ein nettes Geschichtchen aus den Jahren nach dem ersten Weltkrieg: Da soll in einer Versammlung ein Martener Kumpel sich zu Wort gemeldet und folgende „markige“ Rede gehalten haben: „Kameraden! Eck sinn van Marten! Viel küren kann 'ck nich! Aber Gottverd..., so bliewen kann't ok nich!“

Westhofen



Marten: „An der Roßbach“

es im Emschergelände früher in rauen Mengen gegeben. Sie waren weithin über die Grenzen Westfalens bekannt und geschätzt.

Das Einfangen dieser Wildlinge, die in ganzen Rudeln in den Wäldern lebten, war jedoch durchaus nicht einfach. Die Sache ging etwa folgendermaßen vor sich: Ein „Pferdestriker“, wie der Fänger genannt wurde, ein besonders kräftiger, mutvoller und stämmiger Bursche, suchte sich einen Ansitz auf einem hohen Baum. Dort schlang er das eine Ende des Lassos um einen starken Ast und wartete, bis ein Treiber das zu fangende Pferd an den Baum getrieben hatte. Dann warf der Obensitzende geschickt seine Schlinge, glitt vom Baum herab,

Schillers hinreißendes Lied von der Glocke wird aufs neue in uns wach, wenn wir zu einer guten Stunde einen Blick auf das malerisch im Ruhrtal liegende Städtchen Westhofen werfen, auf dieses Stück uralter Landschaft unserer westfälischen Heimat.

Tatsächlich könnte man das Stimmungsbild, welches der Dichter uns von der ehernen Verkünderin des Wandels und Wechsels der Zeit und ihrer Menschen, ihres Glückes und ihres Leides so packend schildert, hier sinnfällig illustrieren. Denn eben in dieser kleinen Stadt an der Ruhr wurden schon vor 400 Jahren Kirchenglocken in der kunstfertigsten Weise von den Werkstätten W. Rinker hergestellt. Und sie, die man nach einem traditionellen Rezept, das sich von Generation auf Generation in dieser Familie vererbte, goß, gehörten und gehören mit zu den besten und berühmtesten der näheren und weiteren Umgebung, selbst darüber hinaus des gesamten Westdeutschlands.

Es ist interessant, sich einmal den Vorgang eines solchen Verfahrens zu vergegenwärtigen, denn ganz früher geschah dies unter der regen Anteilnahme und mit Hilfe der gesamten Bevölkerung des Dorfes oder der Stadt, welche eine Kirchenglocke benötigte. Eines Tages erschien auf einer Wiese oder auch auf dem öffentlichen Marktplatz der Gießmeister mit seinen Gesellen — welche vormals oft aus weiter Ferne, etwa aus dem Thüringischen herbeigerufen werden mußten —, und sie begannen, eine Grube aufzuwerfen. Dabei halfen ihnen einige Bauern fleißig, die auch bereits Sand und Lehm herbeitrugen und auf weiten Wegen Kupfer und Zinn, Gold und Silber — das letztere wurde oft von vermögenden Bürgern freiwillig gespendet — geholt hatten. Diese Metallteile wurden in einer offenen Feuerstelle, „Geitepott“ ge-

nannt, verflüssigt, und sodann goß man die Masse heiß in die vorgerichtete Lehmform. Welch eine Pracht, wenn die Glocke dann nach dem Erkalten und nach dem Abklopfen der Formhülle glatt und glänzend vor den freudigen Blicken aller dalag und über Seile und Hebebalken dann auf den Kirchturm wanderte, um dort ihre Aufgabe zu erfüllen. Die Glocken sangen auch über Westhofen ihr brausendes Lied.

Westhofen war vorzeiten ein Reichshof, der mit der damaligen „Sigiburg“, heute Hohensyburg, in regster und engster Verbindung stand. Die Chronik geht bis in das Jahr 1040 zurück. Jetzt zeugen nur noch karge Reste von der einstigen Macht und Pracht. Geht man durch das ehemalige Gut, das heute Wohnzwecken dient, so sieht man deutlich diese Spuren: meterdicke Mauern und Steinwände, in diese eingebaut ehemalige Feuerstellen, außen Wallgrabenbefestigungen und dergleichen.

In einiger Entfernung liegt dann der eigentliche Ort. Pest, Hungersnot, Naturkatastrophen, darunter besonders die häufig auftretenden großen Überschwemmungen der Ruhr und die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit Plünderungen und Feuersbränden, fegten verheerend über ihn hin. Die Menschen kamen und gingen, so wie sie in schweren Zeiten litten, freuten sie sich ihres Daseins in ruhigen, arbeiteten fleißig, wirkten und schafften. So wie ihre Vorväter sitzen die Enkel vielfach noch heute auf heimatischem Boden, leiden, freuen sich, leben und sterben in dem kleinen Städtchen, das sein gemütliches, altertümliches Gesicht bis heute in einer idyllischen Weise bewahrt hat. Geht man an einem Sonntagmorgen hindurch und hört dabei das Kirchenglockengeläut... das ist wohl schön!



Unser Briefkasten

„Use Pütt“

Ihr Buchversprechen noch ganz frisch,
Liegt „Use Pütt“ schon auf dem Tisch
Und lehrt gereimt und fein bebildert,
Wie man als „Pfannenjäger“ wildert,
Als „Greifermann“ die Diebe packt,
Als „Endabschneider“ Würstchen knackt,
Als „Hinterwalzer“ sich bewühret
Und Mädchen in die „Schlingen“ führet.

Wie komisch! Hatt' ich doch gedacht,
Daß man in Dortmund Blechlein macht!
Statt dessen sind da Knüppelbrenner
Und Hundeschmieder, Pintchenflämmer!
Wo haben die Westfalenhütter
Denn ihre kalten Feinblech-slitler?

Jedoch, ich lasse mich belehren,
Wenn Sie Erlaubnis mir gewähren,
Das „Hinterwalzen“ zu studieren
Und „Kraneführen“ zu pro-Bieren.
Doch auch den Tierpark möcht' ich
Die Bindebären, Ofensauen, [schauen:
Die lahmen Enten, Drachenfratzen,
Die Schwalbenschwänze, Jammerkätzchen,
Die Damenziegen, Hengst-karbol(n),
Die Pfennigmücken, Office-fohlen
Und Schlüsselvögel, müde Tauber,
Den ganzen knollen Zirkuszauber,
Der da nach Ihrem „Use Pütte“
Bevölkert die Westfalenhütte!

Zum Schluß: Für Ihre Bücherwahl
I remercie You 1000mal!

W. H. Schlegel, Düsseldorf

Das Lied vom braven Mann

Über dem Thomaswerk brütet des
Sommers Hitze. Riesige Qualmwolken
stehen, wollen nicht weichen. Funken
stieben empor, Millionen glühende
Funken. Konverter neigen sich, heben
sich fauchend empor, beugen sich
nieder, speien 1000 Tonnen in einer
einzigsten Schicht aus, 1000 Tonnen des
kochenden, grellflamenden Stahles.
Und in Hallen, auf Bühnen und Kranen
werken die Männer, rastlos und
schweißnaß. Sie gießen, steuern, be-
reiten die Pfannen in stählernem
Rhythmus, in Rauch, Hitze und Brand.
Man schrieb den 8. August 1955.
Ist nicht jeder Tag wie jener 8. August,
werdet ihr fragen? Ja, ihr habt recht.
Es ist doch immer das wuchtige, mächtige
Lied der Arbeit, tagein und tag-
aus, Jahre, Jahrzehnte — und immer
der stählerne Rhythmus. Und die
Männer schaffen um 1000 Tonnen in
einer einzigen Schicht.
Und dennoch — für mich ist der Tag
weitaus mehr. Er ist wie ein Fanal,
dieser 8. August. Ich kann ihn niemals
vergessen. Er gab mir Erkennen und
rechtes Verstehen, und jedermann
möchte ich sagen: Sie leben noch, jene
Zierden des braven Mannes: Treue,
Kameradschaft. Sie sind noch unter
uns in dieser rastlosen, egoistischen,
tempogeladenen Zeit. Sie wohnen

noch in den Männern, die in Stahl-
werkshallen werken, in Rauch, Hitze
und Brand.

Und so war es am 8. August: Da war
es, als würde der stählerne Rhythmus
jäh unterbrochen, als griffe eine über-
mächtige Hand in das brausende Ge-
triebe. Erstarrt standen die Männer,
Entsetzen in den Augen. Das Schick-
sal hatte einen aus ihrem Kreis ge-
troffen. Er war nicht mehr, der junge
gute Kamerad. —

Nun habe ich wohl für Stunden das
Schreiben unterbrochen, vielleicht,
weil ich glaubte, daß das Wort um
dieses Erleben an jenem Tag nicht
von einer würdigen Tiefe sei, viel-
leicht auch, weil ich wußte, daß nicht
die Kraft in mir war, die Sprache
meines Herzens in das rechte Wort
zu kleiden. Meine Gedanken waren
bei den Männern in den Hallen, vor
den Konvertern. Und sie waren beim
toten Kameraden, an dessen Grabe
seine Kameraden alljährlich einen
Kranz niederlegen.

Sie sprachen am Grab ein stilles Leb-
wohl.

Es war eine Stunde von Wehmut voll.
Und eines drückte die Männer gar
schwer,

Kein Aug' an dem Tag blieb tränen-
leer:

Der Abschied vom Kameraden.
Das alte Jahr geht, das neue anbricht.
Sie schaffen wohl 1000 Tonnen die
Schicht.

Da klingt es die Hallen hinauf und
hinab:

Sein Geburtstag sieht uns an seinem
Grab.

Wir grüßen den Kameraden.

So steht sie am Grab, den Hut in der
Hand

Und grüßen innig, den gut sie gekannt,
Mit dem sie geschafft in Tagen der
Not.

Die Treue ist ihnen erstes Gebot:
Gedenken des Kameraden.

Und weiter ein Jahr, zu der gleichen
Stund',

Steht wieder am Grab der treuliche
Bund.

Und wieder führt sie die Treue heran.
Es lebt noch das Lied vom braven
Mann!

Es gibt noch Kameraden.

Du denkst mit vielen: Die Treue liegt
weit.

Hier bezwangen Männer die rastlose
Zeit.

Wir neigen uns vor dieser wackren
Schar,

Sie gaben ein Beispiel gar wunderbar.
Es leben noch Kameraden.

Walter Schroer, Qualitätsstelle

Wohnungstausch

Biete: 2 Zimmer mit Stall und Garten,
20 qm, Miete 15,— DM, in
Herbern.

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete
bis 50,— DM. (168)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Speise-
kammer und Nebengelaß, Erd-
geschoß, Werkswohnung, Miete
39,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer mit Bad, Miete
bis 60,— DM. (169)

Biete: 2 Zimmer mit Bad, III. Etage,
Werksnähe, Werkswohnung,
Miete 50,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst mit
Bad, Miete bis 80,— DM. (170)

Biete: 2 Zimmer, Altbau, 40 qm,
III. Etage, Privatwohnung,
Miete 27,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, abgeschlossen,
Miete bis 60,— DM. (171)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Balkon,
Speisekammer, part., Werks-
wohnung, Miete 36,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer mit Bad, mög-
lichst außerhalb, parterre oder
I. Etage, Miete bis 60,— DM.
(172)

Biete: Ein möbliertes Zimmer für
einen Herrn, Dauermieter
bevorzugt. (173)

Biete: 2 Zimmer mit nicht eingerich-
tetem Bad, 48 qm, Privat-
wohnung, Miete 48,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer mit Küche oder
Kochnis, Miete b. 70,— DM.
(174)

Biete: 3 Zimmer mit Keller in Kam-
men, 47 qm, II. Etage, Miete
39,— DM.

Suche: Gleichwertige Wohnung in
Werksnähe. (175)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad und Zu-
behör, Neubau, 40 qm, Werks-
nähe, Miete 55,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Zubehör, mög-
lichst Wambel-Brackel, Miete
bis 60,— DM. (176)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad in der
Franz-Zimmer-Siedlung, Miete
38,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer in Werksnähe,
möglichst I. oder II. Etage,
Miete bis 60,— DM. (177)

Biete: 2 Zimmer mit Balkon, Abstell-
raum und sonstigem Zubehör,
41 qm, Altbau, Privatwohnung,
Werksnähe, Miete 33,— DM.

Suche: 2—2½ Zimmer m. Bad, Werks-
wohnung, evtl. auch im Vor-
ort, Miete bis 50,— DM. (178)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, Neubau,
I. Etage, Hombruch, Miete
43,— DM.

Suche: 4 Zimmer, möglichst I. Etage,
Werksnähe. (179)

Biete: 2 Zimmer mit Zubehör, 32 qm,
II. Etage, Altbau, Huckarde,
Miete 25,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer, Werksnähe,
Miete bis 60,— DM. (180)



Mutter kam von drüben

Aus jedem ihrer manchmal schon unleserlichen Briefe kam mir dieselbe Frage entgegen, offen oder umschrieben. Ich studiere die zittrigen Buchstaben und wie die Zeilen verliefen. Schrieb sie wieder einmal: „Nun ist unser Dorf bald kein Sperrgebiet mehr, und Du kannst herkommen!“, dann strebten die Zeilenenden aufwärts, gleichsam einer Anhöhe zu, von wo aus man ebenso gut voraus- wie zurückschauen könnte. Sprach sie jedoch von ihrem vielen Alleinsein und, im selben Zuge, von Vaters Grab hinter der Kirche, wo tiefster Friede herrsche, so sanken die Reihen wie müde ab. Als ich aber die Anfrage gewagt hatte, ob sie — trotz ihrer 82 Jahre und der offenen Beine — zu uns kommen und bei uns bleiben wolle, sprang mir die Antwort: „Ich komme, mein Junge!“ wie ein Erlösungsschrei entgegen. Sie habe sich bereits mit Tante Auguste besprochen; jene wolle nämlich zu ihrem Bruder, der in Essen wohne, übersiedeln. Sie beide, denke sie, würden es schon schaffen!

Wir erwarteten sie am Hauptbahnhof. Der Interzonenzug hatte viel Verspätung. Endlich lief er ein! Ein Meer von Freude brandete auf. Überall Lachen und Tränen. Ich hastete den Bahnsteig ein paar mal ab. Nein, Mutter und Tante Auguste waren nicht mitgekommen . . .

Doch! — Da standen sie! Wie zwei verschüchterte Hühner hatten sie sich unter die Treppe geflüchtet. Gebeugten Rückens, auf ihren Krückstock gestützt, den verbliebenen Kapotthur auf dem grauen Haupt, in der zittrigen Hand ein zerklüftes Pappmaché-Köffchen — so blickten sie neugierig-ängstlich auf das Gewoge und Gebrande des Großstadtbahnhofes.

Mir strömte alles Blut zum Herzen: Mutter war in den Jahren, seit wir uns nicht gesehen, sehr gealtert; zwei von

uns drei Söhnen hatte sie inzwischen hergeben müssen, dazu unseren Vater. Seither hauste sie einsam und verlassen in unserem Häuschen am Dorftrand. Aber jetzt sollte und wollte sie bei uns bleiben! Meine Frau brachte Tante Auguste an ihren Zug. Ich wollte für den Weg nach Hause eine Taxe nehmen. „Nein, mein Junge, das wird zu teuer!“ So benötigten wir für den Weg von gemeinhin sechs Minuten mehr als eine halbe Stunde. Und die zwei Treppen zu uns hinauf haben wir Mutter mehr getragen als geführt — so schlecht war sie zu Fuß.

„Kinder, habt ihr es euch wieder schön hergerichtet!“ hauchte sie, nachdem wir sie im Ohrensessel placiert hatten. Das wiederholte sie in den nächsten Tagen des öfteren, und mir schien es, als sei sie eigens deshalb hergekommen, um sich hiervon persönlich zu überzeugen.

Abends, wenn wir sie zu Bett brachten, umarmte sie uns jedesmal so, als gelte es, für immer zu scheiden.

Tagsüber saß sie im Ohrensessel, während ich arbeitete. „Ich störe dich nicht, mein Junge.“ Sie bettete den Kopf gegen die Sesselwange und schloß die Augen. Ihre blaugeäderten welken Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß. So saß sie stundenlang da und rührte sich kaum. Aber sie schlief nicht; wenn ich mich dann und wann umdrehte und sie meinen Blick spüren mochte, öffnete sie die Augen und lächelte mir zu.

Etwa vierzehn Tage ging das so. Dann kam Unruhe über sie. Ab und zu humpelte sie ans Fenster und sah in den Garten hinunter. Eines Tages hörten wir sie murmeln: „Bei Vater und den Jungen blühen nun auch die Asten.“ Meine Frau sah mich bedeutsam an, und jetzt wußten wir den Grund jener Unruhe. Behutsam brachte ich das Gespräch auf Tante Auguste und darauf, daß diese doch auch für immer im Westen zu bleiben gedenke. „Tante Auguste hat drüben ja auch keine Angehörigen“, entgegnete sie. Du doch auch nicht mehr, wollte ich erwidern, doch da gedachte ich ihrer Äußerung, wonach sie jeden Tag, auch wenn es regnete, Vater und die Brüder zu besuchen pflegte, und deshalb schwieg ich. „Ich war nun bei euch und weiß, wie gut ihr es habt“, setzte sie hinzu. „Und so kann ich heimkehren.“ Der Tonfall auf „heimkehren“ ließ mich endgültig verstummen.

Ich brachte Mutter bis an die Zonengrenze. Dort mußten wir uns trennen. Mutter weinte kaum, sah mich nur lange, lange an.

Als ich draußen noch einmal durchs Fenster in ihr Abteil sah, lag ein heiterer Ausdruck auf ihrem Antlitz, ja, so etwas wie ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund. Dieses Lächeln galt nicht mehr mir, das fühlte ich, das galt bereits Vater und den Brüdern und der Heimat.

Heinz Rein



In seinem Schreibtisch verwahrte mein Onkel eine umfangreiche Mappe. Er nannte sie sein „Herbarium“, und an manchen Sonntagen, wenn ich bei ihm war, nahm er es vor, um mir die Pflanzen, die er in früheren Jahren gesammelt hatte, zu zeigen. Er tat das mit Andacht, und auch ich betrachtete die Blätter mit viel Teilnahme, und ich meine, daß ich jenen Stunden manche Anregung verdanke. Und doch war da etwas, wovon ich heute weiß, daß es mich störte. Das war das Trockene und Welke der Pflanzen, die Tatsache, daß man das eigentliche Bild doch vielfach gar nicht mehr zu sehen bekam.

Später habe ich dann begonnen, mir ein eigenes Herbarium anzulegen, eines, wie es mir gefiel. Ich habe es auch nicht abgeschlossen und möchte noch lange daran arbeiten. Mein Helfer ist dabei die Kamera. Meist hält sie mir das Bild der Pflanzen am Standort fest, so, wie sie eben in der Natur erscheinen. Nachher, daheim, versuche ich dann, nicht nur den Namen der von mir fotografierten Pflanzen festzustellen, sondern ich bemühe mich auch, immer das Bild als Unterlage benutzend, etwas über Familie, Vorkommen usw. festzustellen. Zu jedem der gelungenen Bilder mache ich mir Notizen, wie sie übrigens auch an jeder Pflanzensammlung meiner Kindheit zu finden waren.

Das „Aufnehmen“ der Pflanzen draußen in der Natur verlangt zwar ein wenig Übung und Genauigkeit. Aber es ist weit davon entfernt — wie es vielleicht zunächst scheinen mag —, lästig und mühsam zu sein. Im Gegenteil, je länger ich es betreibe, um so erfreulicher und selbstverständlicher wird es mir. Natürlich braucht man einiges Zubehör. Manchmal kann ich die Pflanze bzw. Blüte in ihrer natürlichen Größe fotografieren. Aber das Reizvolle ist, daß mir die Möglichkeit der Nahaufnahme bleibt, daß ich also Vorsatzlinsen benutzen kann. Filter, Sonnenblende und Blitzgerät sind immer dabei; auch wenn sie nicht erforderlich zu sein scheinen, irgendwo fehlen sie dann doch. Auch das Stativ muß mit. Denn hier und da sind bei Pflanzenaufnahmen lange Belichtungszeiten notwendig, damit (bei kleiner Blende!) möglichst große Tiefenschärfe erreicht wird.

Das Technische aber ist nur Mittel, denn immer geht es um das Bild der Pflanze.

AUS MEINEM „HERBARIUM“

Als ich dann aber einmal Blätter und Blüten der gelben Teichrose aufnehmen wollte, hieß es die Hosen aufkriechen und mit der Kamera in der Hand ins Wasser waten. Und das war wiederum ein unvergeßliches Erlebnis!

Ein anderes Mal war es der Fund der so hübschen und seltenen Küchenschelle, der mich froh machte. Das war ein Erlebnis, als ich die flaumigen Stiele und Blätter im Sucher der Kamera sah. Hier machte ich, weil der Tag sonnenlos war, eine Blitzlichtaufnahme, die das charakteristische Zarte der Blume besonders gut herausbrachte.

Die Sterne der Waldanemone fotografierte ich von oben, befestigte die Kamera am Stativ (mit Kugelgelenk!) und drehte sie, bis das Objektiv senkrecht über den Blumen war. So konnte ich mir mehr als eine einzelne Blüte mit heimehmen. Denn was ich auf dem Bilde habe, ist ja ein ganzes Stück des leuchtenden Waldteppichs.

Wie freute mich im Frühling die Begegnung mit dem Seidelbast! Und wie schön, daß ich zum Fotografieren einen Zweig fand, der ganz frei vor dem Himmel stand. Heute, wenn ich das Foto anschau, kommen mir Farbe und Duft der Pflanze, ja, die ganze damalige Stunde in den Sinn.

So also mehren sich die Blätter meines Herbariums, indem ich die Tätigkeiten des Suchens und Fotografierens miteinander verbinde. Und ich glaube, daß auch in meiner Sammlung — noch besser als in jener des Onkels! — ein Stück der lebendigen Natur wiederkehrt.





Hinauf in die Lüfte

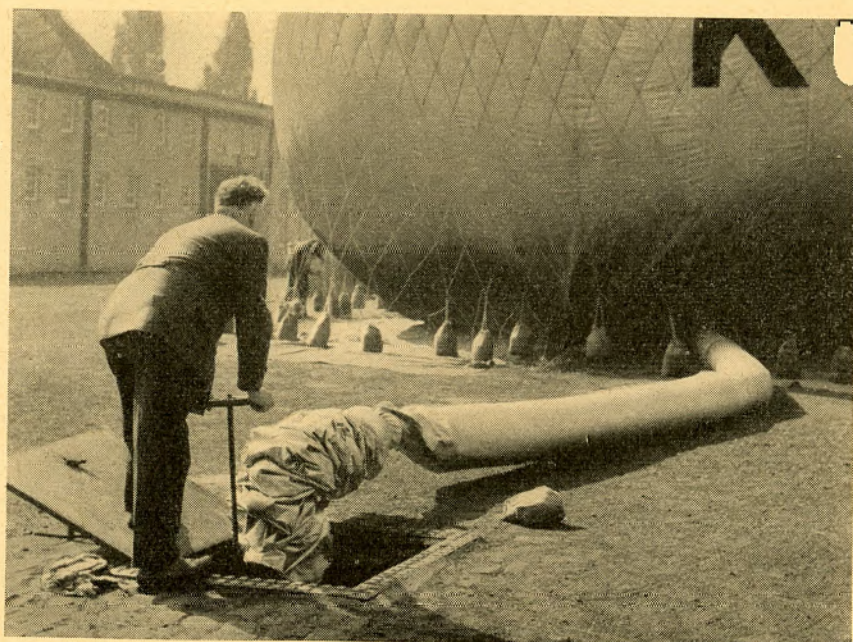
Der Traum vom Fliegen scheint tatsächlich so alt zu sein wie die Menschheit selbst; denn selbst in den ältesten uns bekannten Mythen und Sagen finden wir immer wieder Darstellungen von Menschen, die sich dem Vogel gleich in die Lüfte erheben konnten. Alle diese Sagen sind in ihren Einzelheiten so liebevoll ausgemalt, daß man in ihnen die brennende Sehnsucht und den echten Wunschtraum spürt. Nun könnte man sagen, daß dieser Traum inzwischen ausgeträumt sei bei der heutigen ziemlich perfekten Luftfahrt, der es doch gelungen sei, in vielen Dingen die Vögel zu übertreffen. Das scheint aber doch nur zum Teil zu stimmen; denn was sind diese hochmodernen, rasenden, heulenden und knatternden Flugmaschinen im Vergleich zu dem mühelosen und schwerelosen Dahinschweben der Vögel. Hier liegt doch wohl der eigentliche Kernpunkt des Wunschtraumes vom Fliegen. Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß heute noch die Arten des schwebenden und geräuschlosen Fliegens, die wir Menschen kennen, sich vieler Anhänger erfreuen: das Segelfliegen und das Fahren mit dem Freiballon.

Über das letztere wollen wir hier ein wenig plaudern. Dabei wollen wir uns getrost eine Erörterung der Entwicklungsgeschichte und der physikalischen Voraussetzungen über das Fahren mit dem Freiballon ersparen. An der Konstruktion und am Prinzip des Freiballons hat sich sowieso seit der Erfindung nicht sehr viel geändert.

Die Kunst des Ballonfahrens liegt darin, in Höhen zu fahren, in denen man bei Zugrundelegung einer möglichst langen Fahrtdauer oder Erreichung eines bestimmten Zieles fahren will. Das Übersteigen der beabsichtigten Höhe kann durch Ballastabgabe, der in Form von

Wir fahren mit dem Freiballon

Ein alter Sport auf neuen Wegen
Jeder kann ihn ausüben



Das Füllen des Ballons

Sand in kleinen Säcken mitgeführt wird, umgekehrt durch Ventilzug (Gasabgabe), reguliert werden. Jeder Ballon schießt erst einmal beim Fall oder beim Steigen über seine sogenannte Gleichgewichtslage hinaus. Daraus ergibt sich, daß es eine gewisse Kunst durch den Führer darstellt, den Ballon so in der Hand zu halten, daß er nicht dauernd aus seiner Gleichgewichtslage gebracht wird.

Fahren auf der Wolkenbank

Bei einem Ballon von der üblichen Größenordnung von 1680 Kubikmetern rechnet man als Pflichtmenge etwa 350 kg Ballast. Je mehr Ballast der Führer mitnehmen kann, um so länger kann normalerweise eine Fahrt ausgedehnt werden. Interessant dürfte es für den Laien sein, daß man auf einer Wolkenbank, die von der Sonne angestrahlt wird, stundenlang fahren kann, ohne Ballast abgeben zu müssen, weil diese Bänke bei Bestrahlung Wärme ausströmen und den Ballon halten. Ebenfalls wird jeder Ballon die gleiche Geschwindigkeit haben wie der Wind, in dem er sich befindet. Man hat also im Ballon trotz größter Geschwindigkeit stets Windstille. Es gibt aber auch hin und wieder Vertikalströmungen, die dann vorübergehend den Wind spüren lassen. Aber die Tatsache, daß der Ballon mit der gleichen Geschwindigkeit fährt wie der Wind, also ohne einen Lufthauch, manchmal unendlich langsam, manchmal zügig und schnell, das macht die eigentliche Schönheit und Erhabenheit des Ballonfahrens aus. Alte Kenner verstehen es, den Ballon wenige Meter über der Erde zu halten, ja sogar das Gras oder das Korn auf den Feldern zu streifen, zwischen Bäumen und Kirchtürmen hindurchzuschlüpfen. Dann kann man stundenlang die Natur aus einer anderen, lautlosen Perspektive beobachten, belauscht das Wild und die Vögel, den Menschen und die ganze Natur aus einer gehobeneren Situation, selbst unbeschwert vom Ballast des Alltags, und kann nach Abgabe von manchmal nur einer Handvoll Sand wieder in größere Höhen entschwinden. Allerdings hat hierzulande die industrielle Entwicklung etliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, aber andernorts ist das durchaus noch möglich und völlig ungefährlich.

Will der Führer nun landen, so muß er noch über einen gewissen Vorrat an Ballast verfügen. Drastisch erklärt würde ein Ballon, der in großen Höhen schwamm, auf der Erde nur noch halb gefüllt sein. Die verlorene Tragkraft muß jetzt durch Ballastabgabe ausgeglichen werden. Andernfalls würde der Ballon mit sehr großer Geschwindigkeit auf dem Erdboden auftreffen.

So hat der Ballon außer einem Ventil an der Spitze der Hülle noch weitere Vorrichtungen, die dem Ballonführer bei seinem Landemanöver dienlich sind. Genannt seien in diesem Zusammenhang das Schleppseil und die äußerst wichtige Reißleine. Das Schleppseil, das durchweg

80 Meter lang und etwa vier bis fünf Zentimeter dick ist, wird nach Wahl des richtigen Landungsplatzes in mäßiger Höhe über der Erde gelöst. Seine Erdreibung stellt den Ballon so ein, daß die Reißbahn an der Außenseite der Hülle sich auf der gleichen Seite wie das Seil befindet, das am Korbring oder am Korb hängt, sich entgegengesetzt der Fahrtrichtung stellt. Die Reißbahn ist ein Streifen in der oberen Hülle, der jeweils mit einer besonderen Gummilösung wieder eingeklebt wird. Sie wird je nach der Windgeschwindigkeit in einer Höhe von 20 Metern und darunter mit Hilfe einer besonderen Leine herausgerissen. Der Ballonkorb berührt die Erde, während die Hülle noch das Bestreben hat, weiterzutreiben. Da sie aber nicht mehr die Tragkraft hat, den Ballon weiterzutragen, muß derselbe in eine Lage kommen, die die geöffnete Bahn nach oben und auf den Boden legt und plötzlich das Gas völlig entströmen läßt. Damit wäre die ideale Landung vollzogen. Allerdings gehören dazu viel Erfahrung und ein großes Geschick, vor allem bei starkem Wind und unübersichtlichem Gelände. Nicht wenig Geschicklichkeit ist bei Wettfahrten erforderlich, zu denen wirklich nur ganze Kerle berufen sind; Männer, die Mut haben, Ausdauer und eine Unverdrossenheit, die viel an Kräften erfordern, die sonst im Sport nicht mehr verlangt werden.

Wer kann Ballonfahren?

Nun haben wir eine Menge vom Freiballon erzählt, und manchen wird beim Lesen dieser Zeilen die Sehnsucht packen, sich ebenfalls in die Lüfte zu erheben und unbeschwert davonzueilen. Ist das Freiballonfahren nun einigen wenigen begüterten Männern vorbehalten? Früher war das einmal der Fall, da war es sogar so, daß nur begüterte Offiziere als Führer zugelassen wurden, und welcher Offizier war vor dem ersten Weltkrieg nicht begütert?

In Deutschland gelang es unseres Wissens als erstem dem Kaufmann und damaligen Handelsvertreter Ferdinand Eimermacher, diese Phalanx zu durchbrechen. Er hatte sich Geld gespart, in aller Stille mit unentwegten Freunden einige Ballonfahrten gemacht und dann über die entsetzten Gesichter der Herren Offiziere hinweg seine Führerprüfung gemacht. Dieser Mann aber war später auch dazu berufen, einer der Tüchtigsten zu werden und einer der Erfolgreichsten.

Kann ich Ballonführer werden?

Nun die Frage: Kann auch ich Freiballonführer werden? Wer sind eigentlich die Freiballonfahrer von heute? Jeder, der Liebe und etwas Wagemut für diesen schönen Sport mitbringt, kann heute Führer werden. Er schließt sich einem Verein an und stellt einen Antrag zur Ausbildung. Mit Unterstützung dieses Vereins, einzelner Vereinsmitglieder und

auch mit Zuschüssen behördlicher Stellen macht der Freiballonführeranwärter sechs bis acht Fahrten unter Führung und Anleitung eines erfahrenen Freiballonführers, dem vom Verkehrsministerium eine Lehrberechtigung erteilt worden sein muß. Neben dem praktischen Unterricht im Freiballonfahren muß allerdings auch ein wenig Theorie gebüffelt werden. Auf dem Lehrplan stehen hier u. a. die Luftverkehrsvorschriften, Aerostatik, Grundsätze der Ballonführung, Flugwetterkunde, Luftortung und Geographie. Alle diese Dinge werden aber auch im Kameradenkreis besprochen und behandelt.



Der Pionier Ferdinand Eimermacher

Wer nun eines Tages diese wirklich leichten und nicht schwer zu erlernenden Anforderungen beherrscht und seine vorgeschriebenen Ausbildungsfahrten gemacht hat, kann unter Aufsicht eines Freiballonführers mit Lehrberechtigung seine Führerprüfungsfahrt machen und legt anschließend vor einigen alten, erfahrenen Freiballonführern eine theoretische Prüfung ab. Danach wird durch das zuständige Verkehrsministerium der amtliche Luftfahrerschein für Freiballonfahrer ausgestellt. Damit ist man dann in den Kreis der Ballonfahrer aufgenommen und kann jederzeit, soweit die Vereinsballone nicht gerade durch einen anderen Führerkameraden belegt sind, selbständig die schönste Reise antreten, die die Welt kennt.

Sten Woelm

Fälscherkünste

Fälschungen gibt es, solange es Kunst gibt. Die Griechen fälschen orientalische Schriften, die Römer griechische Plastik, und der große Michelangelo gibt der Renaissance ein Beispiel, wie man die Kunstkenner hereinlegen kann. Vasari, der bedeutende Renaissanceschriftsteller, weiß von einer Ceresgöttin zu berichten, die Michelangelo im antiken Sinne nachahmt, ihr die Arme abbricht und dann die Figur vergräbt. Prompt wird sie gefunden und von allen Kennern als ein Werk des griechischen Meisters Praxiteles bewundert — bis Michelangelo die Urhebererschaft bekennt und vor den Augen der Zweifler die Arme anfügt, deren Bruchstellen haargenau ineinanderpassen.

„Die Welt will betrogen werden“

sagt Brandt in seinem „Narrenschiff“ von 1494, und dieser Satz umreißt das ganze Thema der Fälscherkünste auf knappe und treffende Weise. Der großen Nachfrage von Kunstwerken bei Liebhabern und Händlern kann vor allem seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr genügt werden, da die bedeutenden Werke sich fast alle in Privatbesitz befinden oder in bedeutenden Galerien hängen, und so macht sich der Fälscher an die lohnende Arbeit, die Sucht nach Kunst zu befriedigen. Die ungeheuren Summen, die für alte Kunst vor allem in den letzten hundert Jahren geboten werden, lassen ihn keine Mühe und kein Risiko scheuen. Daneben spielen die Enttäuschung und der Haß „verkannter“ Maler eine große Rolle, die den Sachverständigen und Kritikern eine Lektion erteilen wollen — oder die Freude am bloßen Schabernack. Die ganze Renaissance ist schon erfüllt von diesem Fälschertum. Was wir bei Michelangelo noch als Scherz werten dürfen, erhält bei Dürer einen unangenehmen Beigeschmack, wenn er sich in seinen Briefen über die Nachahmung seiner Werke durch die Italiener beschwert und sagt: „Sie machen mein Werk nach in den Kirchen und wo immer sie es bekommen mögen.“ Dürers Witwe schließlich führt einen Prozeß gegen die Fälscher, und schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird ein österreichischer Erzherzog mit 68 Dürerfälschungen betrogen. Am Ende des 17. Jahrhunderts vollführt ein Kopist eine raffinierte Dürerfälschung, indem er ein Selbstporträt des Meisters in zwei Schichten zersägt und auf der Innenseite des neuen Brettes mit der echten Rückwand ein „Original“ malt.

So werden die großen Meister der Renaissance schon vor der Blüte der Fälscherindustrien im 19. Jahrhundert bereits zu ihren Lebzeiten gern und häufig kopiert, nachgeahmt, gefälscht. Von Leonardo da Vincis berühmter „Mona Lisa“ gibt es allein 61 katalogisierte Ausführungen, und ein Vielfaches mag die Zahl der unbekannten Fälschungen betragen, die nach und nach in den Kunsthandel gebracht werden.

Im Verein mit modernen naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden bemüht sich der Kunsthistoriker um die

Entdeckung und Ausmerzung von Fälschungen. Mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hat, zeigt noch der jüngste Fall des holländischen Fälschers van Meegeren, um dessen Werke der Streit bis heute nicht beendet ist. Während die Geldfälschung ohne weiteres bestraft wird, werden die Fälscher von Kunstwerken — wenn schon erwischt — nur selten zur Rechenschaft gezogen, da die Dinge hier ungleich komplizierter liegen. Erst wenn das Werk mit der Signatur des alten Meisters versehen und bewußt als Fälschung in den Handel gebracht wird, können die Beteiligten belangt werden — und haben auch dann noch die Lacher auf ihrer Seite. Sie schieben den alten Meistern die

Fälschungen wie Kuckuckseier

unter und sind stolz auf ihre Streiche, die sie den Gelehrten und Sammlern spielen. Die „Hereingelegten“ sind sowohl in den Kreisen der Frühgeschichtsforscher als auch bei den Archäologen und Kunsthistorikern zu finden. Zahlreich sind die kuriosen Fälschergeschichten, die von vorsintflutlichen Knochen, die Cuvier bei Montmartre findet und in Wirklichkeit in der Passage Du Chausson fabriziert werden, bis hin zu den antiken Töpfchen reichen, auf denen die Buchstaben M. J. D. D. als Magno Iovi Deorum Deo (dem großen Jupiter, dem Gott der Götter) gedeutet werden und in Wirklichkeit Moutarde jaune de Dijon (gelber Senf von Dijon) heißen. Schon 1847 spöttelt der französische Schriftsteller Flaubert über die angeschnittenen Archäologen. Steinäxte, von Steinbrucharbeitern in einer Viertelstunde hergestellt, prangen noch heute in manchen Provinzmuseen. Der amerikanische Farmer Erikson widmet sich von 1893 bis 1900 diesem lohnenden Geschäft und bringt allein über tausend „prähistorische“ Steinwerkzeuge auf den Markt und in die Museen. Ein schwierigeres Kunststück vollbringt ein Dresdener Arzt, der die Mumie der ägyptischen Königin Nitokris für 5000 Thaler nach München verkauft — an Stelle des Originals aber die Leiche einer schönen jungen Frau sachgemäß präpariert und einbalsamiert und sie nach München schickt, wo sie nach einigen Wochen einen unerträglichen Geruch im Mumiensaal verbreitet.

Der Würzburger Professor Beringer leitet eine Ausgrabung und findet recht merkwürdige Versteinerungen, veröffentlicht auch ein Buch darüber. Die Ausgrabungen werden immer „merkwürdiger“, und zum Schluß findet er sein eigenes Porträt. Freunde sorgten nämlich in den Nächten vor den Ausgrabungen für „Fundgegenstände“.

Und so könnte man ein Buch mit solchen köstlichen Fälschergeschichten füllen. Wenden wir uns aber lieber den

Triumphatoren der Fälschergilde

zu, die in ihrer Zeit Weltsensationen sind, die in wenigen Monaten Millionen verdienen, deren Fertigkeit die größten Kunstkenner und die raffiniertesten naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zu täuschen vermögen. Sie sind fast berühmter als die Künstler, die sie fälschen, sie sind die Schlagzeilen der Zeitungen, Filme werden über sie gedreht, Theaterstücke und Bücher geschrieben. Sie leben fast alle in der Zeit der Fälscherblüte: im 19. und 20. Jahrhundert, in einer Zeit, in der Kunstpreise astronomische Ziffern erreichen, in einer Zeit, in der der Kenner vor allem zum Zweifel erzo-gen wird. Eine Flut von Fälschungen überschwemmt die Kunstmärkte der ganzen Welt. 1906 wird die von Lucas gefälschte „Flora“ des Leonardo da Vinci für 185 000 Mark an das Kaiser-Friedrich-Museum verkauft. Von van Gogh werden in einem einzigen Monat 80 Fälschungen bekannt, und über Corot gibt es das launige Wort: „Von den 3000 echten Corots sind 10 000 nach Amerika verkauft worden.“ Bei einem Prozeß kann Utrillo nicht sagen, was falsch und was echt ist. Eine Pariser Fälscherin, Zezi de Montparnasse, fälscht in Massen Picassos für 100 Franken, die ein Mittelsmann bis zu 70 000 Franken verkauft. Es klingt wie Satire und Resignation, wenn Picasso eines Tages zu Ali Khan sagt: „Wenn es gutgefälschte Bilder wären — wie herrlich wäre das! Ich würde mich einfach hinsetzen und die Bilder signieren!“

Im Jahre 1896 bietet ein russischer Händler im Wiener Kunsthandel eine Krone an, die aus 460 g purem Gold mit getriebenen Ornamenten besteht und von dem Skytenkönig Saitafernes um 200 vor Christus stammen soll. Fast alle Gelehrten treten für die Echtheit des Stückes ein und loben die Einmaligkeit und den ungeheuren Wert dieses angeblich bei Orschakow (Südrussland) gefundenen Kunstwerkes. Wegen des ungeheuer hohen Preises kann die Krone vom Wiener Museum nicht erworben werden und geht für 200 000 Franken an den Louvre in Paris! Kurz nachdem der Vermittler mit einer Provision von 74 000 Franken das Weiße gesucht hat, tauchen die ersten Zweifel an der Echtheit der Krone auf, aber der Großteil der Experten plädiert weiterhin für die Originalität des Stückes — und so bleibt es im Louvre.

Weil nun ein gewisser Elina, der die Zeichnungen zur Krone angefertigt hat, bei dem Geschäft übervorteilt ist (er erhält für die 9 Zeichnungen zur Krone



1 und 2

nur 15 Franken), denunziert er den tatsächlichen Hersteller dieser „über 2000 Jahre alten“ Krone, der Rouchomowski heißt, Goldschmied ist und dieses „Kunststück“ in acht Monaten für 2000 Rubel gemacht hat. Diese Nachricht ist für Paris eine Sensation! Die Presse tut ein übriges dazu, Spottverse werden über den Reinfall der Wissenschaftler in den Pariser Straßen gesungen. Um den Fall zu klären, schickt man dem smarten Rouchomowski das Reisegeld Odessa—Paris. Trotz strengen Inkognitos bringen alle Zeitungen sein Bild. Sein Hotel ist von Neugierigen und Autogrammträgern umlagert, ein amerikanischer Unternehmer will ihn engagieren und die falsche Krone für 2000 Franken dazukaufen. Rouchomowski ist der Held des Tages!

Der

Endkampf um falsch oder echt

dauert zwei Monate. Rouchomowski, ohne jede Ahnung von Archäologie, erhielt die Vorlagen zur Krone von seinem Kertscher Besteller. Diese Bücher werden nun ausfindig gemacht. Unsere Bilder 1 und 2 zeigen daraus eine Zeichnung des 19. Jahrhunderts mit einer Reiterszene und darüber die Krone des Saitaphernes mit der gleichen Darstellung, die über 2000 Jahre jünger ist, als die Experten dachten... Still und heimlich wird die Krone aus dem Louvre entfernt und als immerhin bedeutende Goldschmiedearbeit ins Pariser Museum für dekorative Künste gebracht. Rouchomowski aber ist verstimmt über das nun ruckartig nachlassende Interesse der Pariser und geht verärgert zurück in seine Fälscherwerkstatt in Odessa.

Sein bedeutendster „Kollege“ auf dem Gebiet der Plastikfälschung ist der Italiener Dossena, der in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts viele Museumsdirektoren und Liebhaber mit wunderbaren antiken und Renaissance-Stücken in freudiges Erstaunen versetzt. Dieser hervorragende Bildhauer aus Cremona fristet ein kümmerliches Dasein, bis er 1919 von einem gewissen Palesi „entdeckt“ wird, der ihn nun mit zahlreichen Aufträgen bedenkt und sie anschließend selbst mit raffinierten chemischen Methoden auf „alt“ macht. Das Zweigespann erfindet auch Plastiker der Renaissance, die der Wissenschaft bis dahin nur als Maler bekannt gewesen sind, und überschwemmt ganz Europa und Amerika mit wundervollen Werken. Das Geschäft blüht prächtig. Vor allem die nachgemachten Donatellos erregen die Bewunderung der ganzen Kunstwelt. Allein für eine antike „Athena“ kassieren sie 30 Millionen Lire! Allerdings hält der „Holzwurmkönig“ Palesi seinen Künstler Dossena kurz und zahlt ihm beispielsweise für eine Plastik, die 500 000 Mark einbringt, nur 10 000 aus. Das erfährt Dossena aber erst, als ihm eines Tages Fotos von „Donatello“-Plastiken zur Begutachtung vorgelegt werden und er stolz

ruft: „Das habe ich gemacht!“ Nun auch über die erzielten Preise unterrichtet, ist er gegen Palesi erbittert und schwört ihm Rache.

In wenigen Tagen läuft die Nachricht von diesem größten Fälscher aller Zeiten, der die Werke der Antike, Romantik, Gotik und Renaissance in Marmor, Terrakotta und Holz in einem einzigen Jahrzehnt gefälscht hat, um den ganzen Erdball. Dieses Fälschergenie erreicht nun seine letzte Berühmtheit, als der Film

„Schaffende Hände“

in seinem Atelier gedreht wird. Vor den Augen der Sachverständigen und der Kamera entsteht innerhalb einer halben Stunde eine griechische Göttin aus Ton. Dossena zaubert mit ungeheurer Geschwindigkeit und Exaktheit das Lächeln auf das Gesicht der Frau, das uns an den 2500 Jahre alten griechischen Plastiken begeistert.

Der Vorwurf, in betrügerischer Weise gefälscht zu haben, kann in diesem Falle nicht gegen den Künstler erhoben werden. Der Betrug entsteht erst durch die Machenschaften des Händlers Palesi. Dossena selbst hat sich in wohl einmaliger Weise in den Geist der jeweiligen Epoche eingeföhlt; er macht keine Kopien, sondern selbsterdachte Werke im Stil einer vergangenen Zeit.

Klar liegt der Fall bei zahlreichen Cranach- und Holbeinfälschungen, und wir zeigen als Beispiel ein Männerporträt „Holbeins“ (Bild 3), das im 19. Jahrhundert nach zwei Porträts Holbeins (1498 bis 1543) gefälscht wurde (Bilder 4 und 5). Der Kopist hat sich die Arbeit leicht gemacht, indem er von dem linken Original den Kopf und vom rechten die Hände wählte und zu einem neuen „Holbein“ zusammensetzte.

Ähnlich verfährt der berühmte holländische Fälscher van Meegeren, der in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg von sich reden macht und dessen Name noch heute in aller Munde ist. Er ist einer der raffiniertesten Fälscher aller Zeiten, da er es verstand, fast die gesamte internatio-



3

4

5



nale Gelehrtenwelt zu täuschen. Sein Fall steht in engstem Zusammenhang mit der politischen Situation der Kriegs- und Nachkriegszeit, und vielleicht wäre die Wahrheit nie ans Tageslicht gekommen, hätte man ihn nicht am 29. Mai 1945 wegen Kollaboration mit den Deutschen verhaftet. Um sich von dem Vorwurf, wertvolles holländisches Kunstgut während des Krieges an den Feind verschacht zu haben, zu reinigen, gesteht er vor Gericht, eine Anzahl Vermeers gefälscht zu haben. Zunächst handelt es sich nur um das Bild

„Christus und die Ehebrecherin“,

das van Meegeren an Göring verkauft hat. Vor Gericht behauptet nun van Meegeren, nicht Vermeer, sondern er selbst habe dieses Bild gemalt. Diese Aussage schlägt wie eine Bombe ein, und ein Stab von Sachverständigen und Kunstsammlern steht auf, um diese Aussage zu entkräften. Unter Aufsicht des Gerichtes malt van Meegeren dann von Juli bis September 1945 sein „Beweisbild“: „Jesus unter den Schriftgelehrten“ à la Vermeer.

Die gesamte Kunstwelt ist in Verwirrung geraten, denn die kostbaren „Vermeers“ sind nicht nur bei Göring, sondern auch in den holländischen Museen und Privatsammlungen gelandet und haben als Neuentdeckungen des berühmten Meisters des 17. Jahrhunderts das Lob der Welt gefunden.

Um die Täuschung vollständig zu machen, malt van Meegeren auf alte Leinwand und stellt auch seine Farben nach den Rezepten des 17. Jahrhunderts selbst her. Die Sprünge erzielt er, indem er die fertigen Bilder um einen Zylinder spannt und gleichzeitig auf 100° und 120° erwärmt. Seit 1931 ist der Plan in ihm gereift, seinem Haß gegen die Kunstkritiker Gestalt zu verleihen, indem er sie so hereinlegt. Nun aber, wo dieser Plan geglückt ist und er seine Bilder zu ungeheuren Summen verkauft, lockt ihn das Geld, und die pure Gewinnsucht treibt ihn immer weiter. Er stiehlt aus verschiedenen Bildern seine Motive zusammen. Wir zeigen als Beispiel das „brieflesende Mädchen“ (Bild 6) von Vermeer, woraus van Meegeren die sitzende „Notenleserin“ (Bild 7) macht. Unter Abwandlung einiger Details und kompositioneller Elemente weiß van Meegeren einen völlig neuen „Vermeer“ zu fabrizieren. Er, der als Ärmster der Armen begonnen hatte, erzielt nun ungeheure Preise: 1940 erhält er für einen nach Vermeer gefälschten „Christuskopf“ 400 000 Gulden und 1942 als höchste Summe 1 650 000 Gulden für seinen „Christus und die Ehebrecherin“. Bis zum Beginn des Prozesses hat er etwa 7 Millionen Gulden verdient — während der „echte“ Vermeer so arm war, daß er die 6 Gulden für die Aufnahme in die St.-Lukas-Gilde nicht bezahlen konnte. Van Meegeren fälscht hauptsächlich den vornehmen, gediegenen Vermeer und bevorzugt christliche Themen. Ihm lauscht er die Stile der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts ab, wo kostbar gekleidete Damen in der Sauberkeit heller Wohnräume ihren Beschäfti-





8

gungen nachgehen. Von ihm stiehlt er auch den emailleartigen Glanz reicher Brokatgewänder und das satte Leuchten starker Farben. Wie, so dürfen wir fragen, hat dieser Fälscher in Wirklichkeit gemalt, wie sieht sein wahres „Gesicht“ aus, wenn er es nicht in betrügerischer Absicht verbirgt? — Wir zeigen sein „Selbstporträt mit weiblichem Akt“ (Bild 8), das am krasssten den großen Abstand in Stil und Thema von dem Großmeister Vermeer zu veranschaulichen mag. Hier wird deutlich, wie fern er in seinem Innern der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts ist.

Dieser geniale und — beinahe — perfekte Fälscher von Amsterdam ist ein großes, aber auch seltenes Beispiel in der Geschichte der Fälscherkunst. Kaum einem anderen ist es so gelungen, nicht nur die Kunstkenner, sondern auch die naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden weitgehend irreführen. Diese Methoden sind vor allem in den letzten Jahren vervollkommen und erweitert worden, und sie reichen heute von der mikroskopischen Untersuchung, der Spektralanalyse und der ultravioletten Fotografie bis hin zur Röntgenaufnahme. Letztere ermöglicht es, fragwürdigen Bildern gewissermaßen unter die „Haut“ zu schauen. Zur bloßen Oberflächenbetrachtung tritt die Möglichkeit, bis auf die Untermalung zu sehen. Hier, auf dem „Grund der Dinge“, entschlüsselt sich manches Rätsel. Mag ein noch so raffinierter Fälscher die Malerei „echt“ kopiert haben, die Art der Untermalung eines Meisters dürfte ihm weitgehend unbekannt sein.

In einem kürzlich verhandelten van-Gogh-Prozess wurde mit Hilfe der Röntgenuntersuchung letzte Klarheit geschaffen. Aus diesem Prozeß zeigen wir zwei van-Gogh-Bilder (Bilder 9 und 10): links das Original, rechts die Fälschung. Stil und Technik sind ziemlich übereinstimmend, und man könnte annehmen, es handle sich bei dem rechten Bild um eine Variation des linken Porträts vom Mei-

ster selbst. Die Röntgenuntersuchung aber zeigt (Bilder 11 und 12, links das Original und rechts die Fälschung), wie groß der Unterschied in der Untermalung ist. Während der Originalkopf klar und eindeutig aus der Fläche ausgespart ist und sich kräftig vom Grund abhebt und, grob gesehen, das ausgeführte Werk fast vollständig „enthält“, zeigt das Röntgenfoto der Fälschung ein netzartiges Gestrüch der Untermalung. Kopf und Grund sind zu einer einzigen Masse verschmolzen. Wie in einem Fixierbild verschwinden die Umrisse und die Binnenzeichnung des Kopfes im Gewirr der Untermalung. Offenbar will dieser Fälscher van goghisch sein als van Gogh selbst und treibt die typische Gogh-Manier der zeichnerischen Modellierung schon in der Untermalung auf die Spitze — und sich selbst in die Enge.

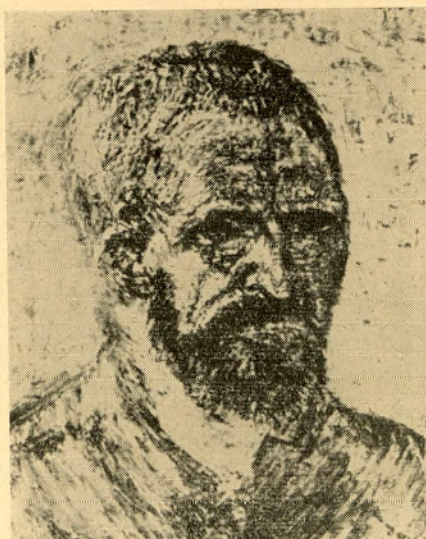
Solche Untersuchungsmethoden eröffnen neue Möglichkeiten der Bildanalyse. Sie

waren auch ausschlaggebend, als 1955 der Lübecker Prozeß gegen den Fälscher Malkat geführt wurde. Ausrotten kann man das Fälschertum allerdings nie. Wie Schatten und Aasgeier folgen die „Schwarz-künstler“ dem Weg der Kunst. Als Kind seiner Zeit verleugnet der Fälscher die ihm gemäße Sehweise. „Schwankend zwischen bänglicher Vorsicht und Dreistigkeit, in Furcht, die eigene Stimme verräterisch laut werden zu lassen, verfällt er den Geschmacksvorurteilen seiner Zeit, sobald er ‚Schönheit‘ bieten will. Sein Pathos klingt hohl, theatralisch und forciert, weil es nicht auf Gefühlsregungen beruht.“ (Friedländer, Von Kunst und Kennerschaft). Das Fälschertum ist nur ein Geschäft, der Sammeleifer in vielem ein Börsenspiel, bei dem man gewinnen oder auch verlieren kann. Und die Großen unter den Fälschern vermögen uns leicht ein Lächeln — manchmal sogar Anerkennung zu entlocken.

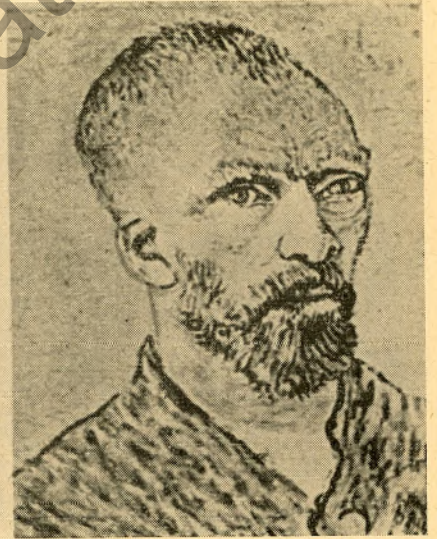
9



11



10



12



Im 4. Vierteljahr bringt die Büchergilde Gutenberg wieder eine Reihe sehr guter Bücher heraus. Die angegebenen Preise gelten nur für Mitglieder der Büchergilde, die in der Kartei auf der Pressestelle geführt werden.

NEUE BÜCHER AUS DER BÜCHERGILDE



Kurt Tucholsky: *Man sollte mal...* Buch 352, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 540 Seiten, 6,75 DM.

Kurt Tucholsky, der in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre mit beißendem Spott und dabei doch so menschlich die Mißstände seiner Zeit und die Schwächen seiner Mitmenschen geißelte, hat auch heute viele Freunde.

Johann Wolfgang Goethe: *Reisen*. Buch 256, Romanformat, Ganzleinen, 712 Seiten, 5,85 DM.

Goethes Reisen in Italien, in Frankreich, der Schweiz und in Deutschland sind zweifellos ebenso unterhaltsam zu lesen wie viele Reisebücher aus neuester Zeit. Das Tempo war langsamer, doch um so einprägsamer konnten die Eindrücke sein, die man damals auf Reisen gewann.

Selma Lagerlöf: *Nils Holgersson*. Buch 364, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 524 Seiten, mit Zeichnungen von Bruno Skibbe, 5,85 DM.

Dieses Werk der bekannten schwedischen Schriftstellerin darf man schon heute ein „klassisches Jugendbuch“ nennen. Ein spannendes Abenteuerbuch, ist es zugleich eine unterhaltsame Geographie von Schweden. Für Kinder ab 8 Jahre, auch für Erwachsene.

André Gide: *Die Pastorsymphonie, Die enge Pforte*. Buch 348, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 264 Seiten, 4,35 DM.

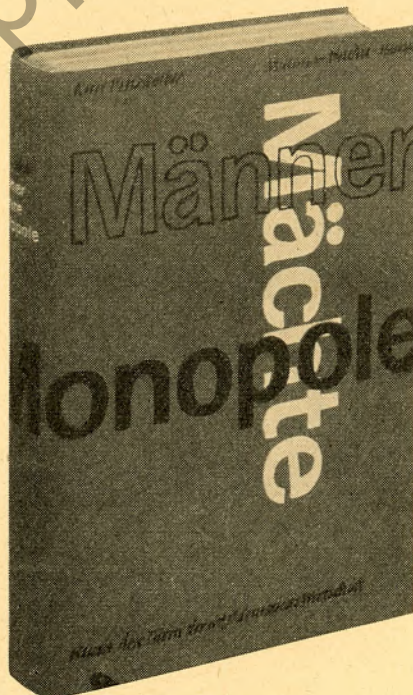
In zwei Erzählungen von außerordentlicher sprachlicher Schönheit deutet der große französische Schriftsteller den schmalen Grat an, der dem Menschen bleibt zwischen dem Abgrund der Leidenschaft und seinen hohen Idealen.

Kurt Held: *Giuseppe und Maria*, Band I. Buch 365, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 448 Seiten mit Zeichnungen von Emil Zbinden, 5,85 DM.

Der bekannte Jugendschriftsteller hat in diesem Roman die Erlebnisse verwaister Kinder zu Ende des zweiten Weltkrieges in Italien mit viel Liebe und Einfühlungskraft geschildert. Der zweite Band erscheint im nächsten Jahr. Für Kinder ab 10 Jahre.

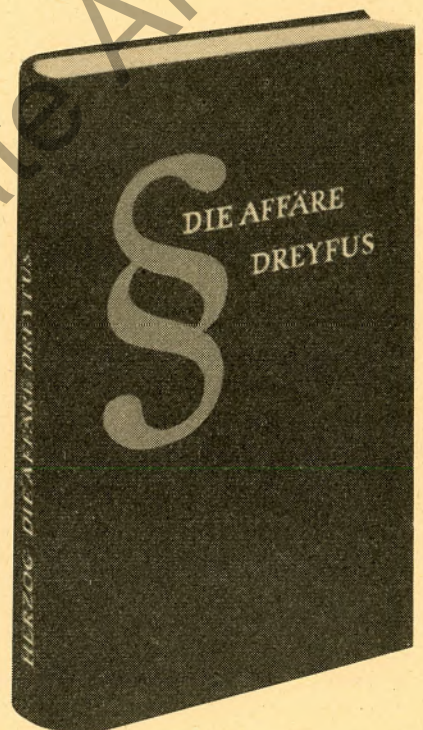
Kurt Pritzkolet: *Männer, Mächte, Monopole*. Buch 368, Format 14×21,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 592 Seiten, 8,10 DM.

Dieses Werk enthüllt Tatsachen über Tatsachen; man erfährt von den Hintergründen der Geschichte unserer Zeit, von den Magnaten der Wirtschaft und den Großunternehmen.



Wilhelm Herzog: *Die Affäre Dreyfus*. Buch 353, Romanformat, Ganzleinen, 307 Seiten, 4,35 DM.

Die historische Bedeutung der Affäre Dreyfus, die um die Jahrhundertwende in Frankreich die Gemüter bewegte, liegt darin, daß es den demokratischen Kräften hier gelang, eine Tat der Willkür und Gewaltherrschaft durch öffentliche Proteste zu revidieren.



Heinrich Strub: *Das Walroß und die Veilchen*. Buch 367, Format 21×25,5 cm, Halbleinen, 48 Seiten mit vielen bunten Bildern, 3,55 DM.

Dieses phantasievolle Bilderbuch erzählt von einem Gärtner, der am Nordpol Veilchen und Melonen züchtet, und von einem Walroß, daß dadurch viele Abenteuer erlebt.

Pablo Picasso: *Suite Vollard*. Buch 359, Format 22×28,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 126 Seiten mit 100 Tafeln, 16,20 DM.

Picassos Suite Vollard ist für Freunde des Künstlers ein Begriff. Die hundert Blätter, die von der meisterhaften Linienführung des Großen von Vallauris zeugen, werden wieder viele neue Freunde gewinnen.



Walter Läubli: *Sizilien, Land und Leute*. Buch 357, Format 23×28,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 118 Seiten mit 112 Fotos, 10,80 DM.

Nicht nur der Italienreisende, der diese schöne Insel selber besucht hat, auch jeder Fotofreund wird von dem herrlichen Bildband begeistert sein. Vor allem Landschaft und Menschen sind hier meisterhaft gesehen.

Astrid Lindgren: *Kati in Paris*. Buch 363, 12,5×19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 214 Seiten mit Zeichnungen von W. Labbé, 4,05 DM.

Katis Hochzeitsreise führt nach Paris, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann und der Freundin Eva den ganzen Zauber dieser herrlichen Stadt erleben darf. Auch hier fehlt es nicht an Humor und vielen interessanten Betrachtungen. Für Mädchen ab 14 Jahre.

Astrid Lindgren: *Kalle Blomquist, Eva-Lotte und Rasmus*. Buch 362, Format 12,5×19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 158 Seiten, 3,55 DM.

Wieder hat Kalle Gelegenheit, mit seinen Freunden einer Verbrechergruppe auf die Spur zu kommen und nach vielen Abenteuern sie der verdienten Strafe zuzuführen. Für Kinder ab 10 Jahre.

Colette: *Die Fessel*. Buch 347, Romanformat, Ganzleinen, 264 Seiten, illustriert, 4,35 DM.

Dieser in sich abgeschlossene Roman, ebenso ergreifend und zartfühlend wie sein Vorgänger, schildert das weitere Schicksal der Renée Néré, der Heldenin aus „La Vagabonde“.

Sven Edvin Salje: *Auf diesen Schultern*. Buch 346, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 444 Seiten, 5,85 DM.

In dieser Liebesgeschichte aus Südschweden sehen wir einen jungen Bauern sein Dorf, das dem Untergang geweiht schien, zu neuem Leben erwecken.

Peter Schmid: *China, Reich der neuen Mitte*. Buch 356, Format 19,5×25,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag. 208 Seiten mit über 100 Fotos, 8,10 DM.

Der Verfasser, der in jüngster Vergangenheit China besucht hat, gibt in seinen Fotos und dem außerordentlich lebendig geschriebenen Text seine Eindrücke von der faszinierenden, geheimnisvollen Großmacht des Fernen Ostens.

Lexikon der Büchergilde, Band II. Buch 301, M—Z und Register, Format 17×24 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 750 Seiten, mit etwa 20 000 Stichwörtern, etwa 1000 Illustrationen im Text, auf 32 Schwarzweißtafeln, 16 Farbtafeln und 16 farbigen Karten, 18,— DM.

Ein wertvolles Nachschlagewerk, das in keinem Haushalt fehlen sollte, da es über alle Fragen kurz und sachlich Auskunft gibt.



Kurt Heinig: *Wenn die Soldaten... Was Kriege kosten*. Buch 344, Romanformat, Ganzleinen, 312 Seiten und 6 Tabellen auf Ausschlagtafeln, 4,35 DM.

Diese sachliche historische Untersuchung über Kriegsursachen und Kriegskosten während der letzten 130 Jahre ist ein Dokument, das jeder, der die Gegenwart kritisch beurteilt, lesen sollte.

Manfred Hausmann: *Salut gen Himmel*. Buch 351, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 299 Seiten, 4,35 DM.

In acht miteinander zusammenhängenden Erzählungen schildert Hausmann die Erlebnisse eines Landstreichers, der die Liebe und Naturschönheit tief empfindet.

Das billige Weihnachtsbuch:

Victor Hugo: *Der Glöckner von Notre-Dame*. Buch 350, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 522 Seiten, 3,80 DM, ab 1. Februar 1958 5,85 DM. Dieser berühmte Roman, der wiederholt verfilmt wurde, ist nicht nur eine ergreifende Liebesgeschichte, sondern zugleich ein historischer Roman von außergewöhnlicher Bildhaftigkeit und Spannung. Alle Anfragen, die die Büchergilde betreffen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 1 19 (Werkruf 54 77).

Giovanni Dogni: *Magie der Strahlen*. Buch 355, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 328 Seiten Text und 24 Bildtafeln, 5,85 DM.

Wie mannigfaltig Strahlen verschiedenster Art unser Leben beeinflussen, zeigt dieses faszinierende Buch, das sich vor allem an technisch interessierte Menschen wendet, doch auch dem Laien verständlich ist.



Ernest Hemingway: *Haben und Nicht-haben*. Buch 349, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 264 Seiten, 4,35 DM.

Nicht jedem Leser wird die derbe Sprache liegen, in der Hemingway sich mit den letzten Fragen menschlichen Lebens, mit Liebe und Tod, auseinandersetzt; doch ist dieser Roman ein wesentliches Werk des bedeutenden amerikanischen Schriftstellers. Nur für reife Leser.

Joy Packer: *Die Reben von Dieu*. Buch 369, Romanformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 376 Seiten, 5,85 DM.

Auf einem jahrhundertalten Weingut im Kapland spielt dieser großangelegte Liebesroman.

Das gute Buch

Das Neueste

Der Wilhelm Andermann Verlag legt die dritte Folge von Roderich Menzels „Das Neueste aus allen Wissensgebieten aus aller Welt“ vor. Jeden Tag werden wir von neuen Erfindungen, Forschungsergebnissen, Versuchen angesprochen. Mit einem klaren Blick für das Wesentliche vermittelt der Verfasser ein umfassendes, übersichtliches Bild vom neuesten Stand in Naturwissenschaft und Technik: vom Kochen mit Atomstrom bis zum Fotografieren der Erde aus 300 km Höhe, von den Auswirkungen der Radioaktivität bis zu neuen Kunststoffen, von elektrischen Armbanduhren bis zu weiträumigen Planungen in Australien.

Humor um Kohle und Stahl

Der Carl Lange Verlag, Duisburg, bringt dieses ansprechende Buch heraus (Ganzleinen, 160 Seiten, 11,80 DM). Humor ist immer aktuell, bei uns besonders der um die Kumpels von Stahl und Kohle. Mit Beiträgen vieler bekannter Erzähler, unter denen uns bekannte und befreundete Namen wie Matthias Ludwig Schroeder, Otto Wohlgemuth, Ewald Rolf begegnen, bietet uns dieses Buch Anekdoten und humoristische Erzählungen aus dem Leben der Hauer und Steiger, der Schmiede, Gießer und Schmelzer und berichtet im echten und herzhaften Volkston von ihrer harten Arbeit, ihren Späßen und von ihrer großen Trinkfreudigkeit.

Von Erich Kästner muß man lesen

„Die Schule der Diktatoren“.

Dieses Buch ist ein Theaterstück — und der Plan dazu ist zwanzig Jahre alt. Damals wurden viele — und mit ihnen der Autor — um alle Hoffnungen ärmer und um eine Erfahrung reicher. Sie erfuhren am deutschen Beispiel, daß sich der Mensch, unter Beibehaltung seiner fotografischen Ähnlichkeit, bis zur Unkenntlichkeit verunstalten läßt. „Die Schule der Diktatoren“ könnte für eine Satire gehalten werden. Aber das Buch ist keine Satire. Es zeigt den Menschen, der sein Zerrbild eingeholt hat, zeigt den Bürger als staatsgelenkte Marionette, zeigt die Versteppung der menschlichen Gesellschaft. Die Skepsis lehrt: Die Farben wechseln, und die Wände bleiben. Die Feindschaften wechseln, und die Feindschaft bleibt. Die Dummheiten wechseln, und die Dummheit bleibt. Doch noch diese Skepsis meint es zu milde. Denn die Dummheit und die Feindschaft machen ungeahnte Fortschritte. Sie hypertrophieren. Sie begnügen sich nicht mit ihrem alten kläglichen Ruhme. Sie wollen mehr. Sie wollen alles. Und sie wollen jeden. Sie ziehen aus allen Himmelsrichtungen gegen den einzelnen, gegen den letzten Menschen zu Felde.

Der Plan zu diesem Theaterstück ist zwanzig Jahre alt? Das Thema, leider, ist nicht veraltet. Es gibt chronische Aktualitäten!

Das Fachwissen des Metallgewerblers

Diefenbachs „Fachwissen des Metallgewerblers“ (Ferd. Dümmlers-Verlag, Bonn) ist mit dem soeben erschienenen 4. Band „Fachzeichnen“ abgeschlossen. Der Band gibt einen vollständigen Zeichenlehrgang für die Unter-, Mittel- und Oberstufe der Berufsschule. Diefenbach bietet durch zahlreiche, methodisch gründlich durchdachte Aufgaben (Übertragen von Zeichnungen, Zeichnen nach dem Raumbild, Ergänzungszeichnen, Textzeichnungen, Zeichnen von Typengrößen, Arbeitsstufen, Arbeitsgängen, Herauszeichnen von Einzelteilen, Übersichtszeichnungen) einen wohlaufgebauten Lehrgang. Mit diesem Band wird die notwendige Zeichenfertigkeit erlangt und erreicht, daß technische Zeichnungen richtig verstanden und gelesen und einfache normgerechte Werkzeichnungen angefertigt werden können. Das Gesamtwerk umfaßt: Teil I: „Werkstoffkunde und Fertigungsvorgänge“; Teil II: „Maschinenkunde“, Spanabhebende Werkzeugmaschinen, ortsändernde Arbeitsmaschinen, Kraftmaschinen; Teil III: „Fachrechnen für die Berufsgruppe Maschinenbau und verwandte Berufe“; Teil IV: „Fachzeichnen“. Ein Zeichenlehrgang mit Aufgabenbuch.

Kristall

Ein Buch für den Bergmann — aber auch für Hüttenmänner. Bearbeitet im Auftrage der Westfälischen Berggewerkschaftskasse von Dr. Ludwig Niemann. Essen 1956. Verlag Glückauf GmbH. 429 Seiten (16×24 cm) mit zahlreichen Holzschnitten und Zeichnungen sowie 20 Kunstdrucktafeln. Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag. Preis: 15,60 DM.

Mit diesem Werk, das jetzt in einer zweiten, verbesserten Auflage erschienen ist, hat der deutsche Bergbau in der Form des unvergänglichen Hausbuches ein Ständebuch für den Bergmann geschaffen, das bereits in seiner ersten Auflage als beispielgebend auch für andere Stände und Berufsgruppen bezeichnet worden ist. Diese Sammlung wertvoller Aufsätze und Gedichte, die wie in einem blitzenden Kristall die Berufswelt des Bergmanns und die größere Welt seines menschlichen Seins spiegelt, ist nicht nur für den Bergmann bestimmt, sondern dürfte jedem Leser Auge und Herz für Wesen und Geschichte des deutschen Bergbaus, sein reiches Brauchtum und die ihm eigenen Formen seiner überlieferten Kultur und Kunst öffnen. Die großen menschlichen Gestalten in der Geschichte des Bergbaus werden in diesem Buch ebenso lebendig wie die berufliche Vielfalt des Bergbaus auf Erz, Kohle, Salz und Erdöl. Niemals lehrhaft, sondern in

Einzelbeiträgen erzählend, teils sogar packend geschildert und unterstützt von zahlreichen Bildern, wird der Bergbau in diesem Hausbuch in die umfassendere Welt des Lebens eingebettet, wie sie sich darstellt in den deutschen Landschaften, in Volk und Staat, anderen Berufen, in Wissenschaft und Forschung, in Kunst, Natur und dem hohen Menschenbild der Philosophie und Dichtung.

Menschen von drüben

Harald von Koenigswald, „Menschen von drüben“, herausgegeben von der Publikationsstelle des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen, 1. Auflage, Mai 1957, broschiert, 136 Seiten.

Viele von uns erleben das Problem der Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone nur aus Statistiken, die über den Flüchtlingsstrom in der Presse veröffentlicht werden. Manche kommen auch da und dort mit Flüchtlingen zusammen, kennen Flüchtlingslager und wissen etwas von den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben, die meisten aber haben doch eine nur sehr oberflächliche Vorstellung von dem, was die Flüchtlinge bewegt hat, die Heimat zu verlassen.

Das Büchlein von Harald von Koenigswald schildert sehr eindrucksvoll Einzelschicksale von Flüchtlingen, den Weg, den sie in der Zone und nach ihrer Flucht in den Westen gehen mußten. Bei der Lektüre dieser Zeilen wird in uns die menschliche Wärme, das menschliche Verständnis geweckt, deren es unbedingt bedarf, wenn wir, was ja doch dringend nötig ist, den Flüchtlingen helfen wollen, hier eine neue Heimat zu finden. — Das Büchlein kann kostenlos beim Büro Bonner Berichte, Bonn, Joachimstraße 10, unter Angabe der Kennziffer 37a angefordert werden.

Wirtschaft und Gesellschaft heute

Von Oswald von Nell-Breuning, 5. J., II. Band: „Zeitfragen.“ Großoktav, 444 Seiten, geb. in Leinen, 27,— DM. Verlag Herder, Freiburg.

Auch die hier zusammengestellten Beiträge sind, wie der Autor selbst im Vorwort sagt, „von Hause aus grundsätzlicher Natur“, aber sie gehen mehr ins Detail, kümmern sich mehr um die konkreten Einzelfragen heute sehr aktueller Themen, wie Einheitsgewerkschaft oder Richtungsgewerkschaften, Streik und Streikrecht in der Demokratie, 40-Stunden-Woche, Mitbestimmungsrecht, von Betrieb und Unternehmen, Zins und Sparen, und sie haben von daher ihren besonderen Wert. Auch auf die kirchlichen Stellungnahmen zu Fragen der Gewerkschaften, des Betriebes, des Staates wird in diesem Band besonders eingegangen wie auf spezielle aber sehr wichtige Nachkriegsprobleme, die uns noch zu schaffen machen: Währung, Lastenausgleich, Entflechtung. Wer Wirtschaft und Gesellschaft als Gestaltungsaufgabe sieht, kann — auch oder gerade, wenn er seine Schlußfolgerungen, seien sie ausgesprochen oder nicht, nicht teilt — an Nell-Breuning nicht vorbeigehen.

MONSIEUR MONIER

und die Orangenbaumkübel



Monsieur Monier stand wieder einmal im Gewächshaus vor seinen Orangenbäumen und schüttelte den Kopf. Die Orangenbaumzucht war seine liebste Passion, er kannte sich aus auf diesem Gebiet. Nirgendwo gab es aber auch so schöne Orangen wie bei dem Gärtner Joseph Monier in der Nähe von Paris. Nur in einer Beziehung bereitete ihm die Züchterei immer wieder Ärger. Das heißt, er entsprang nicht den Gewächsen an sich. Vielmehr ging er auf die hölzernen Behälter zurück, auf die Fässer und Kübel, in denen Monsieur Monier seine Bäumchen heranzog.

Die Bäumchen brauchten Wasser und wurden fleißig begossen. Die Fässer und Kübel aber, da sie aus Holz waren, nahmen alle Feuchtigkeit schwammartig auf. Dadurch vermoderten sie schnell, und häufiger, als ihm lieb war, mußte der ehrenwerte Monsieur Monier die alten Behälter durch neue ersetzen. Das kostete Geld, und das beste Geschäft machte der Böttcher dabei.

Monsieur Monier also runzelte die Stirn, da er nun wieder, wie so oft, vor der Notwendigkeit stand, seine Kübel zu erneuern. „Nein!“ sagte er sich. „Nein! So geht das nicht weiter! Diese hölzernen Behälter ruinieren mich noch! Wie läßt sich das ändern?“

Er dachte über den Fall einmal sehr eingehend nach. Und dann kam ihm der Gedanke, statt der Holzfässer doch einfach Betonkübel zu nehmen.

Und weil der ehrenwerte Monsieur Monier ein Allerweltskerl war, unternahm er es gleich selbst, aus Zement, Sand und Kies solche Kübel zu formen. Das war ja nun kein allzu großes Kunststück, und er bekam dann auch ganz anständige Dinger zurecht.

Aber leider sollte er mit diesen Kübeln eine Pleite erleben. Sie waren ja ganz nett, und sie hielten auch jedweden Druck spielend aus — doch sobald sie gezogen wurden, war es vorbei! Dann zersprangen sie nämlich. Und das war nun sehr dumm, denn die Bäumchen verlangten zu ihrem guten Gedeihen, daß sie einmal nach draußen, dann wieder ins Glashaus zurücktransportiert wurden. Das ließ sich aber kaum anders machen, als daß man sie zog.

Ja, ehrenwerter Monsieur Monier, so war es nun wohl doch nichts mit deiner neuen Idee? Eine fixe Idee, damit hörte es auf!

Oho, langsam an! Herr Monier gab seine Idee noch längst nicht verloren! Er sann wieder mal nach. Und was er dann ausführte, stempelte ihn plötzlich ungewollt zum Erfinder.

Er umkleidete die Holzkübel mit einer dünnen Betonschicht. Dann durchflocht er den noch feuchten Mörtel mit Draht, gab wieder eine Betonschicht, dann wieder Draht, und so abwechselnd fort, bis es ihm genug schien. Hiernach ließ er die Sache vorerst einmal in Ruhe.

Nach Ablauf von drei Wochen aber war er dann doch sprachlos. Seine Eisenbetonkübel ließen sich alles gefallen. Ja, man durfte sie sogar mit dem Hammer bearbeiten, es machte ihnen nichts.

So wurde die Gärtnerei des Monsieur Monier wahrhaftig zur Geburtsstätte des Eisenbetons. Aus den Kübeln seiner Orangenbäumchen blühte für das Bauwesen ein neues Zeitalter herauf. Heute ist der Eisenbeton auf der ganzen Welt Trumpf. Der Name seines Erfinders lebt im sogenannten Monier Eisen und den Monierdecken fort.

J. K.



VIELSEITIGER STAHL

Krane aus Blech

Dem Beispiel des Flugzeugbaues folgend, werden heute auch Krane verschiedener Art in Kasten- oder Schalenbauweise hergestellt. Der Vorteil gegenüber der Gitterkonstruktion besteht in dem geringeren Gewicht bei sonst gleichen Ausmaßen sowie der wesentlich längeren Lebensdauer. Hinzu kommt die bessere architektonische Wirkung der ansprechenden Formen von Blechbaukonstruktionen.

Die Schalen aus Stahlblech sind tragendes Element und keine Verkleidung. Sie werden von innen und außen mit Rostschutzfarbe isoliert, und ihre laufende Pflege erfordert bedeutend weniger Zeit und Kosten als die herkömmliche Bauweise. Die Schalenbauweise ist sowohl bei Hafenkranen als auch Werkstattkranen anwendbar. Portalkrane haben in dieser Bauweise heute vielfach nur drei Stützen. Das hat den Vorteil, daß auch bei unebener Fahrbahn ein absolut sicheres Tragen aller Räder gewährleistet ist. Die verarbeiteten Bleche sind zum Teil nur 4 mm stark. Die Blechbauweise erfordert eine Umschichtung des normalen Verhältnisses zwischen Niet- und Schweißpersonal und bedingt außerdem auch eine größere Zahl von Biegemaschinen und Pressen. Deshalb wird eine wirtschaftliche Herstellung durch größere Stückzahlen gefördert. Die Häfen Hamburg und Bremen sind führend vorangegangen, indem sie größere Kranerien für den Stückgutumschlag in Auftrag gaben. Die auf Grund dieser Ausschreibungen konstruierten Krane bieten ein völlig neues Bild, wie unsere Abbildungen zeigen.



Erzverladeanlage

Stückgutkrane



Manegekönig Eisenbart sein und sich ein Auto mit sechs ausgewachsenen Menschen drin über die mächtige Artistenbrust fahren lassen — das ist schon eine tolle Sache. Aber ebenso gewaltig ist, was Graf Luckner, der berühmte „Seeteufel“, mit den dicksten Telefonbüchern anstellte: Mit einem einzigen Ratsch riß er sie mittendurch, lachte dann pfffig und verteilte die Hälften als Andenken. Wer sein Kunststück nie gesehen hat, hält es nicht für möglich. Gewiß, Eisenbart war Artist, und der Graf war nur Seefahrer; der eine hatte die unglaublich stabile Brust und der andere Hände wie Bratpfannen, aber jedes Jungenherz war damals, in den zwanziger Jahren, maßlos beeindruckt von den Kraftleistungen der beiden fast gleichberühmten Männer.

Ein namhafter Zirkus reiste durch die deutschen Lande, und auf den Riesenplakaten prangte an erster Stelle der Name Eisenbart. Böse Zungen behaupteten damals, Felix Luckner habe seine Vortragsroute parallel geschaltet, um zu zeigen, daß es auch noch andere kräftige Männer gäbe als den Manegekönig und daß er nur auf die Gelegenheit warte, Eisenbart ein strammes Telefonbuch in die Flossen drücken und ihn blamieren zu können. Aber das stimmte ganz und gar nicht. Der Graf brauchte Geld für ein neues Segelschiff, um auf neuer Fahrt für den Namen seines Vaterlandes zu werben. Das war alles. Er erzählte den Menschen, die ihm die Säle füllten, von seiner Wanderung zu seinem Jugendtraum, zu Buffalo Bill, und als er dann im Verlaufe seines Vortrages in Dortmund — wo zu gleicher Zeit der bekannte Zirkus gastierte — rein wie zu-

ZWÖLFZÖLLER

fällig nicht nur mächtige Bücher mit einem einzigen Griff zerriß, sondern auch noch verhältnismäßig kurze und fingerdicke Eisenstäbe zu Hufeisen verbog und Nickelgroschen mit dem Daumen und Zeigefinger in zwei Hälften zerbrach — hm, da fühlte sich König Eisenbart herausgefordert.

Am nächsten Abend führte er etwas Neues vor. Zum ersten Male in Düörpm, und die Wellen dieser Sensationen drangen vor bis in die bescheidene Wohnung Meister Wingenfelds in der Bremer Straße. Mit dieser Sensation stand es fest: Das konnte auch der „Seeteufel“ nicht! Kleiner großer Mann, was nun? ...

*

All seiner Lebtag hatte Hermann Wingenfeld treu und brav im Walzwerk geschuftet und es bis zum Meister gebracht. Das war ohne Zweifel die Krönung seiner beruflichen Laufbahn, und als Meister würde er eines Tages, wenn's soweit war, das Werkzeug aus der Hand legen. Für immer.

Vier Söhne hatte ihm seine Frau, die schmale gute Berta, geboren. Leider waren nicht alle nach ihm geschlagen. Willi, der älteste, und Albert, der jüngste — nee, das war rein gar nix. Der eine wie der andere nicht kräftig, der eine auf dem Büro einer Bank mitten in der Stadt, der andere notgedrungen auf der höheren Schule: als wenn das alles hätte sein müssen! Aber Jupp und Paul! Die standen auch als Schlosser im Werk und hatten genauso wenig wie der zukünftige „Bankier“ und der Buntbemützte sonntags schmutzige Fingernägel. Es war ja ganz schön, wenn Albert bei Familienfeiern die längsten Gedichte von Schiller — und wie die Leute sonst noch heißen mochten — mit ungeahntem Feuer aufsagen konnte, und es war auch wohltuend, daß Willi zu Hause nicht so 'n Wirbel machte wie z. B. Paul, der sich vor Kraft nicht lassen konnte und dessen Leidenschaft es war, alle paar Wochen die unheimlich schweren Küchenmöbel umzustellen oder das mühsam ersparte Klavier, das ja Alberts ganzer Stolz war, von einer Ecke des Wohnzimmers in die andere zu transportieren. Zugegeben das alles. Aber Jupp und Paul waren eben doch andere Kerle. Willi sammelte Papiergeld aus der Inflation, aber Jupp nahm eine Kupferplatte und hämmerte, frei aus der Hand, den schönsten Aschbecher. Der Kleine sprach manchmal irgend solch ein franzö-

sisches Zeug, und neuerdings spielte er auf dem Klavier ein schönes, inniges Lied und sang dazu französisch. Großartig das alles, aber Paul konnte was anderes dafür: der sparte sich sein Taschengeld, kaufte Silberdraht und fertigte seiner Freundin in mancher Stunde daraus eine wunderbare Halskette mit Anhänger dran.

Aber Hermann Wingenfeld ahnte nicht — oder wollte nicht wahrhaben —, daß seine sämtlichen vier Söhne ihm selber dennoch recht kritisch gegenüberstanden. Hauten sie sich auch dann und wann untereinander und hatte es Mutter Berta manchmal schon recht schwer, ihre Jungen wieder auf Vordermann zu bringen, so ging diesen das Protzen ihres Alten mit seiner ungewöhnlichen Kraft schwer auf die Nerven. Darin waren sich die vier einig: Mit einem einzigen Handschlag schlägt er uns alle vier zu Brei, und was hat es da für einen Zweck, ihm den Gefallen zu tun, daß wir uns zersplittern? So warteten die vier Brüder seit langem schon — unausgesprochen — auf eine Gelegenheit, dem Vater klarzumachen, daß es noch stärkere Männer gab als ihn. Nee, gewalttätig war Hermann Wingenfeld nicht. Auch dann nicht, wenn er mächtig einen gehoben hatte bei Zielsinski. Im Gegenteil: Wenn's so über ihn kam, verkroch er sich wochenlang in seiner Freizeit hinter seiner Pfeifensammlung, oder er klabasterte die Stadt ab nach den frühesten Ausgaben der Bücher von Karl May. Dann wieder zähmte er eine Schwarzdrossel, und dann wieder fertigte er für seine Berta aus Mahagoniholz eine großartige Kassetten an, auf deren Deckel das eigentliche Prunkstück zu sehen war: ein Rosenstrauß, aus einem einzigen Stück Buchsbaumholz prachtvoll geschnitzt. Viele Monate hatte die ganze Anfertigung in Anspruch genommen, und innen unter dem Deckel war eine Spiegelscheibe und darauf stand, mit Ölfarbe gemalt: „Es lebe die Kunst wie die Liebe!“

*

Und jetzt war der Zirkus mit König Eisenbart im Lande. Graf Luckner war auch da — auf Vortragsreise. Meister Wingenfeld ging zu so was nicht hin. Das mit der Körperkraft, das kannte man, und für Vorträge war er noch nie gewesen. Aber die Jungen gingen zusammen zum fahrenden Volk, gerade an dem Abend, als Eisenbart seine völlig neue Kraftnummer produzierte. Vorher hatte der Manegekönig die Sache mit dem



Auto gezeigt, sich auf ein Nagelbrett gelegt und sich einen schweren Amboß auf den Brustkasten stellen lassen. Und dann durften sechs starke Männer mit Vordämmern auf den Amboß hauen, soviel sie wollten. Eisenbart lächelte, brausender Beifall schlug ihm entgegen. Dann nahm der Artist kurze Eisenstäbe und bog sie zu Hufeisen, und er machte das, als wenn das alles gar nichts wäre.

„Da, zerreiß das wie Luckner!“ schrie plötzlich eine Stimme aus dem Publikum, und ein Buch wie Meyers Konversationslexikon flog gleichzeitig in die Manege.

Der Artist stand einen Augenblick lang verblüfft da. Dann lächelte er, machte eine wegwerfende Handbewegung. Zwei Zirkushelfer in Uniform brachten ihm ein schweres Holzbrett und zwei Böcke, auf die er dieses Brett legte.

„Zehn Zentimeter dick!“ rief Eisenbart und wies auf das Brett. „Eiche, meine Herrschaften! Und hier“, abermals reichte ihm ein Uniformierter etwas hin, „und hier ein Zwölzföller. Jeder kann sich vom Brett und Nagel überzeugen.“

Der Manegekönig dehnte die Brust, zog die Arme an und zeigte seine Muskelpakete. Drei, vier Besucher gingen in die Manege und besahen sich das Eichenbrett und den Nagel.

Und als diese unparteiischen Prüfer ihre Plätze wiedereingenommen hatten, griff Eisenbart nach einem Tuch. Das faltete er viele Male, bevor er es sich in die Handfläche legte. Nochmals zeigte Eisenbart den Tausenden im weiten Zirkusrund mit der Linken den Zwölzföller, ehe er dessen Kopf in die rechte Handfläche und dort also im Tuchpäckchen bettete. Er dehnte abermals seinen Brustkorb, schritt wie ein Held zu den Böcken, auf denen das Brett lag, blieb davor stehen, hob den rechten Arm, fuhr damit einige Male über dem Brett auf und nieder durch die Luft und schlug mit einem einzigen Hieb den Zwölzföller durch das Eichenbrett. Mittendurch, und die Spitze des langen, dicken Nagels war unter dem Brett deutlich sichtbar.

Beifall brach los, wie ihn dieser Zirkus wohl noch nie erlebt hatte.

„Eiche?“ fragte Meister Wingenfeld ungläubig.

„Tatsache, Vater!“ bollerte Paul los und fuhr sich schniefend mit dem Daumen unter der Nase her.

„Normaler Zwölzföller? wollte der Alte weiter wissen und besah sich die Innenflächen seiner Hände.

„Klar, normal!“ posaunte Jupp laut in die Gegend und blinzelte Willi, der heute einen besonders hohen Stehkragen trug, listig zu.

Meister Wingenfeld blickte lange Zeit wortlos zu Boden. Dann griff er nach Alberts schmaler weißer Hand.

„Pfeifen sammeln, Blumen schnitzen — ist das nicht besser, Albert?“ fragte der Vater. In seiner Stimme schwang Unge-
wissenheit.

„Och, das will ich nicht sagen“, entgegnete der Jüngste.

Wieder war verlegenes Schweigen, aber die drei Älteren nickten Albert zu. „Fein gemacht!“ sollte das heißen.

„Los, ins Bett alle Mann!“ befahl Meister Wingenfeld kurz und hart.

Die vier Brüder gehorchten. Sie gehorchten immer. Aber welche Wohltat heute abend, dem entsetzlich starken Vater klargemacht zu haben, daß es Dinge gab, die er nicht konnte!

*

Acht Wochen waren vergangen.

Und seltsam war das gewesen: Meister

gar nicht weiter zu sprechen. Tat mal weh — und damit hatte sich!

Dann kam ein Mittwochabend, jener unvergeßliche Abend, an dem Mutter Berta und den vier Brüdern das Blut in den Adern gerann.

Meister Wingenfeld war wie immer pünktlich vom Werk gekommen. Im kleinen Flur stellte er ein ziemlich großes Brett leise in die Ecke, und als er seine Jacke draußen an den Haken hing, hörte man bis in die Küche hinein ein leises Klirren. In seiner Familie war es Sitte, daß man sich zur Begrüßung die Hand gab. Heute schmunzelte Vater Wingenfeld vergnügt dabei, und als die Reihe



Wingenfeld schnitzte nicht in all dieser Zeit, und für seine Pfeifen brachte er gleichfalls nicht das geringste Interesse auf. Um so mehr hatte er gelesen. Nie wieder war er auf Eisenbart oder Luckner zu sprechen gekommen, nie hatte Mutter Berta in ihrer ganzen Ehe ausgeglichene Tage und Nächte erlebt. Sicher, das Bier — oh, das schmeckte ihrem Hermann, und den fetten Speck legte er sich immer noch fingerdick aufs Brot abends. Aber, aber...

Da war doch was! Irgendwas! In der letzten Zeit verletzte sich Hermann so oft, und dann hielt er seine mächtige rechte Pranke schön unter der Strickjacke verborgen. Die Söhne sollten das nicht sehen, und das verstand sie als Frau und Mutter. Aber Meister Wingenfeld kam auf solche Kleinigkeiten auch

an Albert kam, trat der reine Schalk in des Alten Augen.

„Wenn Artisten auftreten“, sagte er und hob den Jüngsten hoch empor, „ja dann spielt man gewöhnlich den Marsch von den Gladiatoren. Siehste, Albert, wenn du den geübt hättest, dann — mein lieber Schwan, ich habe geübt!“

„Den Marsch kann ich doch, Vater!“ protestierte der Junge, und Willi räusperte sich vernehmlich, um damit anzudeuten, wie sehr es ihm mißfiel, daß Vater anscheinend von keiner Überei mehr Kenntnis nahm.

„Dann mal ’ran an die Drahtkommode!“ donnerte Meister Wingenfeld los, „die Vorstellung kann beginnen.“

Mutter Berta schaute erschrocken ihren Mann an. Er hatte doch gar keine „Fahne“ und konnte ja auch noch gar

nicht getrunken haben! Vorstellung? Ratlos blickte sie sich um, aber die Gesichter ihrer vier Söhne sahen wie versteinert aus. Dann standen sie alle herum, und nur ihr Ältester machte sich mit beiden Händen an einer Stuhllehne zu schaffen. „Wollen wir nicht erst mal essen wie sonst auch?“ fragte sie zaghaft.

„Eben nich!“ dröhnte Meister Wingenfeld los. „Da Berta, sieh sie dir genau an, die Galgenstricke! Haben mir vor vielen Wochen einen Floh ins Ohr zu setzen gewußt und gedacht: ‚Den jagt der Alte nie!‘ — Aber da ham se sich geirrt in Hermann Wingenfeld! Augenblick mal!“

Der Mann ging zurück in den Flur, holte von dort das mitgebrachte Brett und kramte ein gutes Dutzend Zwölffzöller aus der gewaltigen Jackentasche.

Die Brüder rissen die Augen auf und auch den Mund. Mutter Berta versagten die Beine. Sie mußte sich setzen.

„Hier das Brett“, demonstrierte Meister Wingenfeld verhalten, „echt Eiche und fünf Zentimeter stark. Weiter hab ich’s noch nicht gebracht. Hier die soliden Zwölffzöller — stimmt’s?“ fragte er Jupp und Paul.

Beide nickten zustimmend.

„Dann spiel den Marsch!“ befahl er Albert.

Der Jüngste lief ins angrenzende Wohnzimmer und riß dort den Klavierdeckel hoch, und während der „Einzug der Gladiatoren“ erklang, legte sich der Vater ruhig und bedächtig in der Küche ein Tuch, das er aus seiner Hosentasche gezogen hatte, zurecht, um es dann als Schutzpäckchen in seiner rechten Riesenhand korrekt zu verstauen. Noch immer spielte

Albert. Hermann Wingenfeld blickte vergnügt mal diesen, mal jenen von seiner übrigen Familie an und gab dann Anordnung, einen zweiten Tisch aus dem Elternschlafzimmer zu holen. Jupp und Willi schleppten ihn heran. Vater Hermann rückte beide so nahe aneinander, daß nur ein Abstand von fünfundzwanzig Zentimetern verblieb, und über diesen Abstand legte er das große Brett.

„Genug, Albert, komm!“ rief er dem Kleinsten laut zu.

Und als alle versammelt waren, schloß Mutter Berta die Augen. Mein Gott, dieser Mann — dieser Mann!

„Achtung!“ brüllte Hermann Wingenfeld jetzt, daß die Anrichte wackelte, und dabei hob er die rechte Hand mit dem Tuch innen und dem Zwölffzöller, wippte einige Male auf und ab, um die richtige Entfernung für den Schlag zu finden, und dann sauste die Riesenpranke mit dem Nagel herunter aufs Brett — durch das Brett! Einen guten Zentimeter weit ragte die Spitze des Zwölffzöllers unten heraus.

Es hatte einen fürchterlichen Schlag gegeben. Mutter Berta hing halb ohnmächtig über dem Stuhl. Die vier Brüder waren kreideweiß, als Vaters Kunststück vorbei war.

Der strahlte triumphierend seinen Nachwuchs an. Und wieder nahm er einen Zwölffzöller und rückte das Brett ein wenig anders zurecht. Und wieder schlug er mit dem Zwölffzöller in der Faust zu, und diesmal ging der Nagel noch ein Stückchen weiter durch.

„Aller guten Dinge sind drei!“ schrie Meister Wingenfeld und knallte abermals einen Nagel durch das Brett.

„Genug, Mann!“ jammerte Mutter Berta und hob die Hände. Ihre vier Söhne hatten knallrote Köpfe und faßten es nicht, was der Vater ihnen da vorgemacht hatte. Keinen Laut brachten sie hervor. „Schön von euch“, sagte Hermann Wingenfeld jetzt und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn, „schön, daß ihr mir ein neues Steckenpferd verpaßt habt! Ja, stiert mich nur an! Das würde ich wohl nicht schaffen, habt ihr gedacht! Flötepiepen, ihr Gartenzwerge! Weiterüben werde ich wie in den letzten acht Wochen, sag’ ich euch, und jedesmal, wenn’s Besuch gibt, wird’s ’ne Sensation! Und ich hör’ nicht eher damit auf, als bis Jupp und Paul dat auch können!“

Hermann Wingenfeld hielt Wort. An jedem Samstagabend hatte Zielski seine Kneipe brechend voll, und das ganze Walzwerk wußte bald von dem Amateur-Artisten.

Einige Jahre lang schlug Vater Wingenfeld Zwölffzöller durch Eichenbretter, die fünf, sechs, dann sieben und acht Zentimeter dick waren. Jupp und Paul lernten’s nicht. Schließlich starb das seltsame Hobby einen schnellen Tod: Bei einer Familienfeier hatte Schwager Heini, das dürre Schneiderlein, Vater Wingenfeld im schlimmsten Suff dazu angereizt, es doch mal mit der dicken Tischkante in der Küche zu versuchen. Hermann ließ sich nicht lumpen. Mit einem einzigen Schlage wieder...

Albert hat den Tisch geerbt. Der Nagel sitzt heute noch in der Platte. Und Vater Wingenfeld ruht längst unterm Rasen...

Abel York



Sie verfrachten sich selbst

die Angehörigen unserer Abteilung Verfrachtung nämlich: Sie fuhren mit der Eisenbahn (Sachgebiet Tarif- und Verkehrsbüro) nach Holland, besichtigten in einer Hafenrundfahrt, wie unser Bild sie zeigt (Sachgebiet Schifffahrtsbüro), die Amsterdamer Grachten und Kanäle und ergingen sich am zweiten Tage am Strand von Zandvoort (Sachgebiet Hafenbüro).

Ach ja, Kinder, man muß schon im richtigen Büro sein!

Die Kunst zu reisen

Die Kunst, falsch zu reisen

Wenn du reisen willst, verlange von der Gegend, in die du reist, alles: schöne Natur, den Komfort der Großstadt, kunstgeschichtliche Altertümer, niedrige Preise, Meer und Gebirge. Ist das nicht vorhanden, dann schimpfe.

In der fremden Stadt mußt du zuerst einmal alles genauso haben wollen, wie es bei dir zu Hause ist — hat die Stadt das nicht, dann taugt sie nichts. Die Leute müssen also rechts fahren, dasselbe Telefon haben wie du, dieselbe Anordnung der Speisekarte und dieselben Retiraden. Im übrigen sieh dir nur die Sehenswürdigkeiten an, die im Baedeker stehen. Treibe die Deinen erbarmungslos an alles heran, was im Reisehandbuch einen Stern hat — lauf blind an allem anderen vorüber, und vor allem: rüste dich richtig aus. Bei Spaziergängen durch fremde Städte trägt man am besten kurze Gebirgshosen, einen kleinen grünen Hut (mit Rasierpinsel), schwere Nagelschuhe (für Museen sehr geeignet) und einen

derben Knotenstock. Anseilen nur in Städten von 500 000 Einwohner an aufwärts.

Wenn du reiseest, so sei das erste, was du nach jeder Ankunft in einem fremden Ort zu tun hast: Ansichtskarten zu schreiben. Die Ansichtskarten brauchst du nicht zu bestellen: der Kellner sieht schon, daß du welche haben willst. Schreib unleserlich — das läßt auf gute Laune schließen. Schreib überall Ansichtskarten: auf der Bahn, in der Tropfsteingrotte, auf den Berggipfeln und im schwankenden Kahn. Verlange überall ländliche Stille; ist sie da, schimpfe, daß nichts los ist. Eine anständige Sommerfrische besteht in einer Anhäufung derselben Menschen, die du bei dir zu Hause siehst, sowie einer Gebirgsbar, einem Oceandancing und einer Weinabteilung. Besuche dergleichen — halte dich dabei aber an deine gute, bewährte Tracht: kurze Hose, kleiner Hut (siehe oben).

Mit den lächerlichen Einheimischen sprich auf alle Fälle gleich von Politik, Religion und dem Krieg. Halte mit deiner Mei-

nung nicht hinterm Berg, sag alles frei heraus! Immer gib ihm! Sprich laut, damit man dich hört — viele fremde Völker sind ohnehin schwerhörig. Wenn du dich amüserst, dann lach', aber so laut, daß sich die andern ärgern, die in ihrer Dummheit nicht wissen, worüber du lachst. Sprichst du fremde Sprachen nicht sehr gut, dann schrei: Man versteht dich dann besser.

Laß dir nicht imponieren.

Seid ihr mehrere Männer, so ist es gut, wenn ihr an hohen Aussichtspunkten etwas im Vierfarbendruck singt. Die Natur hat das gerne.

Handele. Schimpfe. Ärgere dich. Und mach Betrieb.



Die Kunst, richtig zu reisen

Entwirf deinen Reiseplan im großen, und laß dich im einzelnen von der bunten Stunde treiben.

Die größten Sehenswürdigkeiten, die es gibt, ist die Welt — sieh sie dir an.

Niemand hat heute ein so vollkommenes Weltbild, daß er alles verstehen und würdigen kann: Hab den Mut, zu sagen, daß du von einer Sache nichts verstehst.

Nimm die kleinen Schwierigkeiten der Reise nicht so wichtig; bleibst du einmal auf einer Zwischenstation sitzen, dann freu' dich, daß du am Leben bist, sieh' dir die Hühner an und die ernsthaften Ziegen, und mach' einen kleinen Schwatz mit dem Mann im Zigarrenladen. Entspanne dich. Laß das Steuer los. Trudele durch die Welt. Sie ist so schön: Gib dich ihr hin, und sie wird sich dir geben.

Dem Buch „Kurt Tucholsky haßt — liebt in Prosastücken, Gedichten und Briefen“ entnommen, das im Rowohlt Verlag, Hamburg, erschienen ist (256 Seiten, 12,80 DM).



Wenn allgemein von Sachsen gesprochen wird, so stellt man sich wohl meist ein Land inmitten Deutschlands vor. Und die wenigsten wissen, daß dieses Sachsen ein echtes Grenzland ist. Es ist aber nicht etwa erst in jüngster Zeit dazu geworden, sondern es war es schon immer. Jenseits des Erzgebirges, im Süden, liegt die Tschechoslowakei, in die man von den Höhen des Gebirgskammes weit hineinsehen kann.

Sachsen ist sowohl seiner Bodenfläche als auch seiner Einwohnerzahl nach fast genau halb so groß wie Nordrhein-Westfalen und gehört demnach zu den am dichtesten besiedelten Gebieten Deutschlands. Während im Norden das Flachland bäuerliche Wirtschaft ermöglicht und fleißige Gewerbestädte aufblühen ließ, entwickelte sich im Süden, in den rauhen Mittelgebirgsregionen, der Bergbau, der dem Gebirge auch den Namen gab. Zuerst grub man nach Erz, und dann kam im ausgehenden Mittelalter der Silberbergbau, der den Bewohnern bedeutenden Reichtum bescherte, bis nach der Erschöpfung der Silberadern der Kohlenbergbau im Zwickau-Stollberg-Lugauer Bezirk die Bildung zahlreicher neuer Industriezweige förderte. So zieht sich quer durch den mittelsächsischen Raum zwischen Ebene und Gebirge von West nach Ost eine Kette von Industriestädten, deren Erzeugnisse nicht nur in Deutschland und Europa, sondern in der ganzen Welt einen guten Klang hatten. Textilien, Maschinen, Kraftfahrzeuge und Spielwaren gehören in erster Linie zu diesen Ergebnissen des Fleißes einer immer betriebsamen Bevölkerung, der man wegen des etwas singenden Tonfalls ihrer Sprache das Attribut „gemütlich“ anhängte — was jedoch zu dem regen Geschäftssinn und der Vitalität der Sachsen in unverkennbarem Widerspruch steht.

Überhaupt kann man ja gar nicht von einem „sächsischen Dialekt“ sprechen. Denn es gibt in Sachsen drei echte Mundarten: vogtländisch, das in der Südwestecke Sachsens, im Elstergebirge, gesprochen wird, ferner das von den Gebirglern zwischen Auersberg und Elbe gesprochene erzgebirgisch, und schließlich den Lausitzer Dialekt ostwärts der Elbe zwischen Bautzen und Zittau. Das so oft bespöttelte „Sächsisch“ der Stadtbewohner zwischen Dresden, Chemnitz und Leipzig ist wohl mehr auf manche Nachlässigkeit der Sprache gegenüber zurückzuführen, hat aber mit wirklicher bodenständiger Sprachbildung recht wenig zu tun.

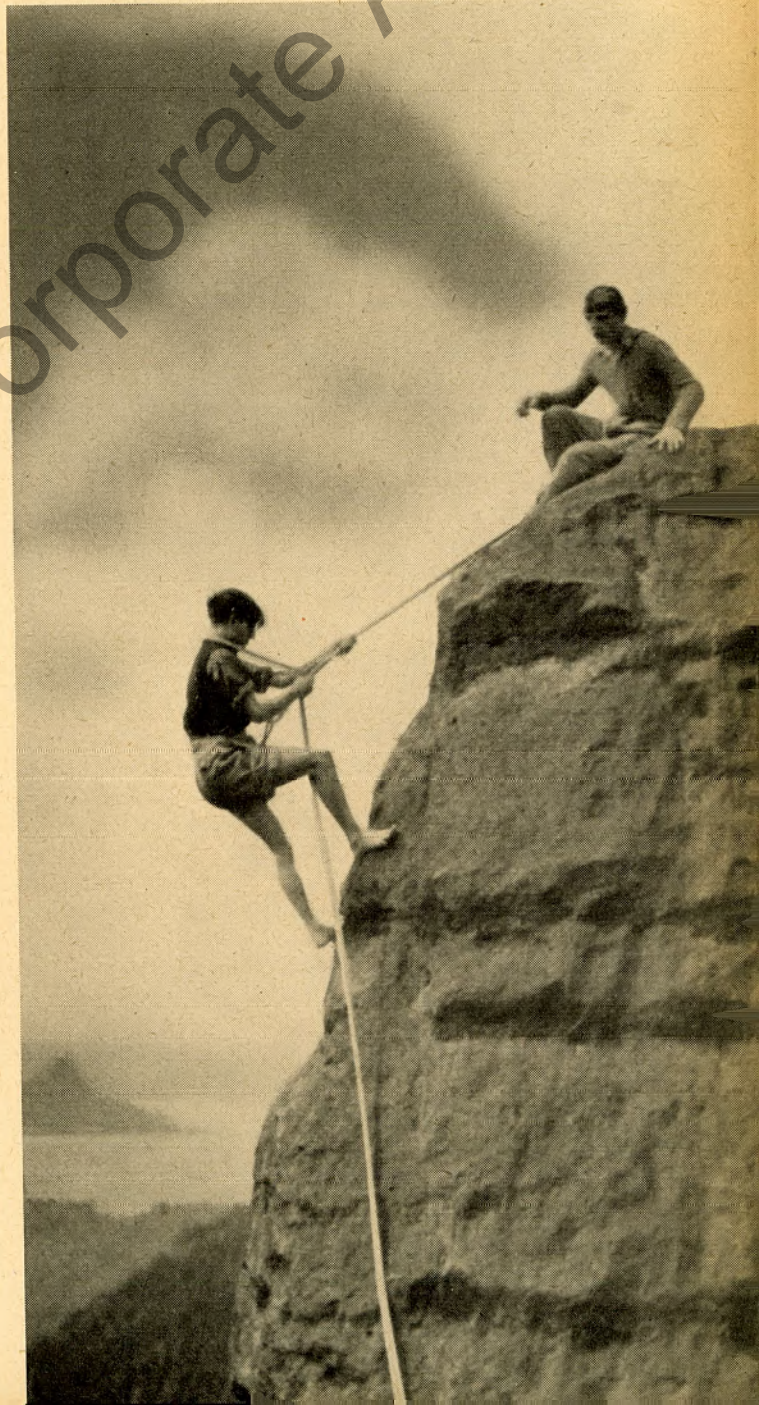
Plauener Spitzen

Der südwestliche Eckpfeiler des sächsischen Grenzlandes, das Elstergebirge, wird im amtlichen Sprachgebrauch als „Vogtland“ bezeichnet. Dieser Name stammt von den kaiserlichen Vögten her, die im Mittelalter den wichtigen Durchgangsverkehr von Bayern nach dem Norden schützten. Hier liegt in einem Talkessel Plauen, das durch seine Spitzenfabrikation internationalen Ruf hatte. Es ist nachgewiesen, daß Plauener Spitzen vielfach als „echte Brüsseler Spitzen“ in alle Welt gingen und sogar — wieder nach Deutschland „importiert“ wurden. Bekannt sind auch die beiden großen Brückenbauwerke, die im Zuge der Eisenbahnlinien von Dresden und Leipzig nach Bayern errichtet wurden. Die größere der beiden Brücken überspannt als Ziegelbau in mehreren Stockwerken übereinander mit einer Scheitelhöhe von rund einhundert Metern das Göltzschtal bei Netzschkau und wurde täglich von mehr als fünfzig Zugpaaren befahren. Weltruf genossen auch die beiden im südlichsten Landeszipfel gelegenen Kurorte Bad Elster und Bad Brambach. Das ungefähr auf

Aus deutschen Gauen:

SACHSEN- Land der Kontraste

Klettern in der Sächsischen Schweiz





Zittau — Marsdenkmal

der Grenze zwischen Elster- und Erzgebirge gelegene Radiumbad Oberschlema bei Aue ist durch den nach dem Kriege einsetzenden Uranbergbau zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Dort wurden die hochaktiven Radiumquellen durch direkt unter dem Kurhaus angesetzte Uranbohrungen vollkommen verschüttet.

Kohlen

Das nördliche Tor sowohl zum Vogtland wie zum Erzgebirge ist Zwickau an der Mulde. Noch nach dem ersten Weltkrieg hatte Zwickau rund 70 000 Einwohner. Diese Zahl erhöhte sich in zwanzig Jahren auf über 120 000. Zwickau ist das Zentrum des westsächsischen Steinkohlengebietes. Tief in das Erdinnere sind die Schachtbohrungen durch hartes Gestein hineingetrieben worden. Die tiefste Bohrung erreichte im Morgensternschacht rund zwölfhundert Meter.

Es wird wenige Städte geben, in deren Mauern die Industrie so vielgestaltig ist. Maschinen, Textilien, Keramik, Papier und Zellulose werden hier erzeugt, und es war die deutsche Automobilindustrie mit den Werken Horch, Audi und DKW, die Zwickau zu einem Begriff im gesamten Verkehrswesen machte.

Auch mit dem kulturellen Leben ist der Name Zwickau eng verbunden. In der Reformationszeit predigten in dem fast 90 Meter hohen Marien-Dom der Ablassprediger Tetzl und Martin Luther gegeneinander. Robert Schumann wurde in einem alten Haus am Markt geboren. In

der neueren Zeit waren es besonders zwei Institute, die guten Klang hatten: das Zwickauer Museum, das unter Leitung Hildebrand Gurlitts in den zwanziger Jahren wertvolle Bereicherungen erfuhr, und die Ingenieurschule, die von Studenten aus aller Welt besucht wurde.

Wir weben, wir weben . . .

In der näheren Umgebung Zwickaus liegen die bekannten Weberei- und Spinnerei-Städte Werdau, Glauchau und Crimmitschau. In erster Linie die Crimmitschauer Kammgarnstoffe erfreuten sich höchster Wertschätzung, und vielfach wurden Crimmitschauer Stoffe nach England geliefert, von wo aus sie nach Zeichnung mit dem Vermerk „Made in England“ wieder nach Deutschland verkauft wurden, als „original englische“ Ware.

An der Bahnlinie von Zwickau nach Dresden durch den mittelsächsischen Raum liegt die größte sächsische Industriestadt, Chemnitz. Bis zum Zusammenbruch zählte Chemnitz 350 000 Einwohner. Heute sind es nur noch rund 250 000, und Chemnitz verlor auch seinen alten Namen und wurde in Karl-Marx-Stadt umbenannt.

In den ersten Jahrzehnten der industriellen Entwicklung waren Chemnitz und Zwickau harte Konkurrenten — aber dann machte Chemnitz das Rennen und errang einen enormen Vorsprung, als es die berühmte Lokomotivfabrik Hartmann in seine Mauern aufnahm. Mehr und mehr Großunternehmen wurden dadurch angelockt, und der Beiname „das sächsische Manchester“ wurde der Stadt zu Recht gegeben. Im zweiten Weltkrieg war Chemnitz bis auf einige geringe Schäden durch gelegentliche Bombenwürfe vom Schicksal so vieler schwer betroffener Industriezentren verschont geblieben — bis es in der Nacht zum 5. März 1945, fast genau zwei Monate vor dem Zusammenbruch, doch noch heimgesucht wurde. Tagelang hielten die Brände in den einzelnen Stadtvierteln an. Fast die gesamte Innenstadt war dem Erdboden gleichgemacht, und wie ein Wunder wurde bestaunt, daß inmitten dieses Chaos das Rathaus auf dem Marktplatz so gut wie unversehrt geblieben war.

Als Sprungbrett zum Ruhm wurde in Theaterkreisen früher auch das Chemnitzer Opernhaus bezeichnet, dem der unvergessene Tenor Richard Tauber jahrelang unter der Intendanz seines Vaters angehört hat. Vor dem Kriege besaß Chemnitz das in den dreißiger Jahren erbaute größte Hallenbad Europas.

Die Bergstadt Freiberg hat aus den Zeiten der Blüte des Erzbergbaues nicht viel in die jüngste Gegenwart hinüberretten können. Nur die berühmte Bergakademie besteht noch. An ihr studierte auch Theodor Körner, und im Laufe des letzten Jahrhunderts haben Tausende von führenden Bergfachleuten dort ihr Studium absolviert.

Die Perle des sächsischen Landes

aber war Dresden, die alte Residenzstadt am Elbstrom, die wegen ihres Reichstums an Kunstschätzen als „Elbflorenz“ gepriesen wurde. Diese Hauptstadt war wirklich das Kulturzentrum des Landes, und Namen wie die der Hofkirche, der Frauenkirche, der Brühl'schen Terrasse, des Schlosses und des Grünen Gewölbes, des Zwingers, der Gemäldegalerie, der Oper, des Schauspielhauses, des Großen Gartens, des Weißen Hirsches, der Schlösser Pillnitz und Moritzburg werden unvergänglich bleiben — wenn auch zahllose unersetzliche Werte der Vernichtung durch eine wahrhaft sinnlose Zerstörung anheimgefallen sind.

Es gab nicht wenige erfahrene Weltreisende, die Dresden als eine der schönsten Städte der Erde bezeichnet haben. Die Lage der Stadt an der Lebensader des mitteldeutschen Raumes, der Elbe, am Ausgang des Elbsandsteingebirges (das meist wegen seiner zerklüfteten Felsenbildung „Sächsische Schweiz“ genannt wurde), der augenfällige Kultur-reichtum und die Gastfreundschaft der Bewohner gaben Dresden ein einmaliges Gepräge, um das manche andere Landeshauptstadt einen gewissen Neid empfinden konnte. Wenn in den Sommermonaten bei herrlichem Sonnenschein die weißen Elbdampfer mit ungezählten froh-gestimmten Fahrgästen stromaufwärts bis zur Landes-grenze bei Tetschen-Bodenbach fuhren, vorbei an den rechts und links des Stromes hochaufragenden Felsen der Bastei, des Königsteines mit der alten Festung, des Lilien-steines und des Sonnensteins, vorbei an idyllischen Bade-orten und Dörfern, dann lag über allem die Atmosphäre einer unbeschwerten Lebensfreude, wie sie nur wenige Großstädte auszustrahlen vermögen.

Erzgebirge

Schwerer ist die Luft zwischen Elbe und Vogtland, wo sich die nach Süden ansteigende Bergkette des Erz-gebirges in einer Länge von 150 Kilometern und einer Breite von 40 Kilometern in südwest-nordöstlicher Rich-tung hinzieht. In die süd-nordwärts laufenden Flußtäler der Zwickauer Mulde, der Zschopau, der Flöha, der Frei-berger Mulde, der Weißeritz und all der vielen kleineren Wasserläufe kann der Nordwind ungehindert eindringen. Er tobt hinauf bis zu den Berghöhen, die etwa acht- bis neunhundert Meter erreichen — der Fichtelberg ist sogar über zwölfhundert Meter hoch. Die Landschaft hat einen fast schwermütig erscheinenden Charakter. Sie ist wie in einer stillen Beschaulichkeit versunken, über der eine leise Melancholie liegt. Es fehlt ihr wohl das Gewaltige des Hochgebirges, dafür aber strömen die endlosen Wälder eine Ruhe aus, die jeden Menschen in ihren Bann schlägt. Die Landschaft hat den Charakter der Gebirgsbewohner geprägt. Der Erzgebirgler ist besinnlich, nachdenklich.

Bautzen — Stadtmauer mit Nicolaiturm





Zittau — Salzhaus

Blick in den Zwinger von Dresden.
Das Uhrentor und rechts davon die
Sophienkirche

Was er zum Leben braucht, muß er sich hart erarbeiten. Der Boden gibt nicht viel her. Deshalb muß er sich seinen Lebensunterhalt oft noch durch Heimarbeit verbessern. Er tut das auf eine Weise, die seinem Wesen am meisten entspricht: Er fertigt Spielzeug an und findet darin eine stille Freude, aus der der frohe, schlichte Sinn und die Klarheit seines Empfindens wachsen. Ob man den Dörfler nimmt oder den Bewohner der kleinen Städte — sie sind sich alle gleich. Und ein besonderes Merkmal ihres Charakters ist ihr Verwurzelte sein in der rauhen Heimat Erde. Man sagt, der Erzgebirgler könne vielleicht einmal in der Fremde leben, aber sterben müsse er zu Hause. Diese Heimatliebe drückt sich auch in seinen Liedern aus. Anton Günther, der Sänger des Erzgebirges, schenkte vor einem halben Jahrhundert seinen Landsleuten ihr Heimatlied, das sie mit Begeisterung singen: „Deitsch un frei wolln mer sei, un do bleibn mer aah derbei, weil mer Erzgebirgler sei!“ Das schönste Lied dieser wunderbaren Landschaft aber, das ebenfalls von Anton Günther oder, wie ihn seine Landsleute nennen: Toler-Hans-Tonl, stammt, ist um die ganze Welt gegangen und hat Millionen durch seine Schlichtheit und die Tiefe seines Gefühls ergriffen: „s is Feierohmd — das Tagwark is vullbracht...“

Das Erzgebirge, dessen Steilabfall nach Süden, also gegen die Tschechoslowakei zu, eine natürliche Grenze bildet, zählt nur wenige Straßen, die es überqueren. In vergangener Zeit war es meist die große Straße von Leipzig über Chemnitz, Zschopau, Marienberg nach Prag, auf der die Handelswagen der deutschen und der böhmischen Kaufleute hinüber- und herüberzogen, auf der die deutschen

Studenten zur Prager Universität ritten und wanderten. Zum Schutze der wenigen anderen Straßen, die meistens den Flußläufen folgen, waren in kurzen Abständen Burgen erbaut worden. So trifft man, wenn man dem Lauf der Zwickauer Mulde von der Quelle bei Schöneck an bis weit ins sächsische Flachland folgt, im Abstand von ein bis zwei Wanderstunden immer wieder auf eine Burg oder ein befestigtes Schloß. Besonders bekannt sind im Muldental Schloß Schwarzenberg, die Schlösser Stein und Hartenstein, die Wiesenburg, Schloß Osterstein, Schloß Schönburg und Waldenburg. Im Zschopautal locken noch heute der Scharfenstein, der Wolkenstein, Burg Wildeck, die mächtige Augustusburg und Schloß Lichtenwalde unzählige Besucher an.

Porzellan

Das berühmteste der sächsischen Schlösser aber ist zweifellos die Albrechtsburg über Meißen an der Elbe. Hier wurde der in Schleiz in Thüringen geborene Johann Friedrich Böttger, der als Apothekerlehrling seiner Liebe zur Alchemie wegen von Berlin nach Dresden geflohen war, in den Jahren 1708 und 1709 von August dem Starken gefangengehalten mit dem Auftrag, „Gold zu machen“. Böttger vermochte natürlich nicht, den Befehl des sächsischen Kurfürsten zu erfüllen. Aber es gelang ihm die Erfindung des Porzellans, die zur Gründung der Meißner Porzellanmanufaktur führte. Noch heute trägt das hochgeschätzte wertvolle Meißner Porzellan als Erkennungszeichen die gekreuzten kursächsischen Schwerter.

In der Lausitz

Den Übergang vom sächsischen Bergland zum schlesischen Riesengebirge bildet die Lausitz, das ostsächsische Gebiet, dessen bedeutendste Stadt Bautzen ist, bekannt durch seine Waggonfabriken, seine chemischen Erzeugnisse, seine Papier- und Lederwarenfabrikation. Aus Kamenz in der Niederlausitz stammt Lessing, der später auch in Leipzig wirkte.

Das Grenzgebiet der Oberlausitz ist ein rechtes Paradies für Naturfreunde. Ihre Berge und Täler bieten so viele Wanderfreuden, daß damit viele Ferienfahrten ausgefüllt werden könnten. Die bedeutendsten Berge sind die Lausche, über deren Gipfel die sächsisch-tschechische Grenze mitten über einen großen Tisch im Gastzimmer der Lauschebaude führt, der Hochwald und der Oybin mit seiner berühmten Klosterruine, die wie ein Adlerhorst an steilen Felsen klebt. Zittau, eine lebhafteste Industriestadt, ist der kulturelle Mittelpunkt des Lausitzer Landes, in dem sich noch viele Volksbräuche der Wenden, die die Nachkommen der früher hier ansässigen Sorben sind, erhalten haben.

Rund um Leipzig

In der sächsischen Tiefebene, fast in der Nordwestspitze Sachsens, liegt die Messestadt Leipzig, die einmal rund eine Dreiviertelmillion Einwohner hatte. Nach dem Kriege sank diese Zahl auf etwa 600 000 ab. In dieser Stadt

offenbaren sich die ganze Weltoffenheit, der Geschäftssinn und der Leistungstolz des arbeitsamen sächsischen Volkes. Als die deutsche Pelzhändlerzentrale und einer der ersten Buchhandelsplätze Deutschlands hatte Leipzig internationalen Ruf. Weltberühmt ist auch der von Johann Sebastian Bach gegründete Leipziger Thomanerchor, dessen letzter großer Dirigent, Professor Günther Ramin, Anfang des letzten Jahres gestorben ist. In diesem Zusammenhang ist noch zu erwähnen — und damit rundet sich das Bild dieses an landschaftlichen und volksmäßigen Kontrasten so reichen Landes —, daß die Liebe zur Musik überall im sächsischen Land zu Hause ist und ganz besonders auch in den hochgelegenen Teilen des Vogtlandes und Erzgebirges im Raum von Markneukirchen, Brünndöbra und Klingenthal, der als der „Musikwinkel“ bekannt ist. Fast in jedem Hause befindet sich dort eine Musikinstrumentenwerkstatt.

In allen Ländern der Erde trifft man die betriebsamen Sachsen an, und überall verstehen sie es, sich dank ihrer Ausdauer und Zähigkeit, ihres Fleißes und ihrer Anpassungsfähigkeit durchzusetzen. Das gilt für die Menschen aus den Industriebezirken und für die Menschen aus dem Gebirge. Nur daß die einen die Neigung haben, sehr rasch Kosmopoliten zu werden, die anderen aber immer wieder die Sehnsucht empfinden, die sie nach Hause zieht — und sei es auch nur, um nach einem vollbrachten Lebenswerk sich in der Heimat Erde zur Ruhe betten zu lassen: „Bargaufwärts, bargaufwärts gieh iech ham.“

Freiberg → Markt



Das Rätsel

Lösung des magischen Quadrates

1. Krake, 2. Rebus, 3. Abart, 4. Kurve, 5. Ester.

Lösung des Diagonalrätsels

Von der Zahl nach rechts unten:

1. Ski, 2. Birne, 3. Farbe, 4. Herne, 5. Tante, 6. Gasse, 7. Kasse, 8. Tenne, 9. Mao.

Von der Zahl nach links unten:

3. Fis, 4. Harke, 5. Terni, 6. Garbe, 7. Kanne, 8. Taste, 9. Messe, 10. Hanse, 11. one.

Lösung des Silbenkreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Etage, 3. Antenne, 5. Tannenberg, 7. Niederschlag, 9. Germanin, 11. Kabel, 14. Soße, 15. Lodi, 17. Martinwerk, 19. Rede, 20. Apache, 21. Meiningen, 22. Kana, 23. Semester, 25. Schirmherr, 27. Vater, 30. Scherbe, 32. Aroma, 34. Karfunkel, 36. umformen, 37. Termite, 38. Legierung.

Senkrecht: 1. Erika, 2. Genie, 3. Anschlag, 4. Neger, 5. Tannin, 6. Bergstraße, 8. Derwisch, 10. Makel, 12. Bello, 13. Satin, 14. Sode, 16. Diana, 17. Marchese, 18. Werkmeister, 19. Regenschirm, 22. Kater, 24. Meter, 26. Herrscher, 27. Vakuum, 28. Karo, 29. Taifun, 31. Belehrung, 32. Amen, 33. Mater, 34. Karte, 35. Kelle.

Lösung des Besuchskartenrätsels

Gerichtsvollzieher.

Lösung des Verwandlungsrätsels

Rhein — Rhone — Ahorn — Donar — Donau.

Lösung der Rätselgleichung

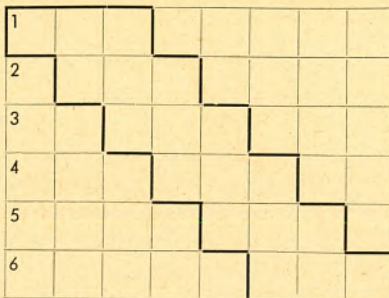
L(eber), Ehr(furcht), (Bau)werk, (Sie)sta, (Go)tt. a = Leber, b = Eber, c = Ehrfurcht, d = Furcht, e = Bauwerk, f = Bau, g = Siesta, h = sie, i = Gott, k = Go; l = Lehrwerkstatt.

Zerlegerätsel

„MORGENSTUNDE HAT GOLD IM MUNDE“

Aus den 26 Buchstaben des vorgenannten Sprichwortes sind vier Wörter nachstehender Bedeutung (Buchstabenanzahl in Klammern) zu bilden:

1. große westfälische Industriestadt (8)
2. Blattgemüse (Abart der Runkelrübe) (7)
3. englischer Philosoph und Staatsmann (1711—1776) (4)
4. Gebirgsmasse, Felsart (7)



Treppenrätsel

Die Buchstaben — a — a — a — a — a — b — c — e — e — e — e — e — e — g — g — g — h — h — i — i — k — l — l — l — l — m — m — n — n — n — n — n — n — r — r — s — s — s — t — t — t — t — t — u — u — w — z — z — sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Leichtfertigkeit, Ausgelassenheit, 2. englische Währungseinheit, 3. unentgeltliche Gabe, 4. durch Benutzung verbrauchen, 5. Hauptwerk des Astronomen Ptolemäus, 6. Toilettenartikel. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Feldern der stark umrandeten Treppe, stufenweise von oben nach unten gelesen, ein Sozialgesetz zum Schutze der berufstätigen Frauen.

Spruchrätsel

Das erste Wort ist gar nicht schwer, der Schöpfung Krone, das ist er. Das zweite, nach des Tages Hast dem Menschen bringt es Ruh' und Rast. Zusammenfügend aber hat man eine südwestdeutsche Stadt.

Silbenrätsel

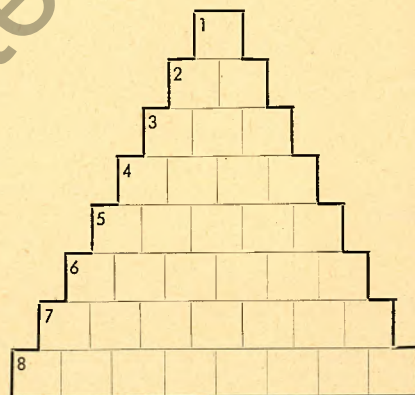
Aus den Silben a — bau — bruch — chen — cra — da — dies — ei — er — eu — ga — gan — ge — ge — gel — gen — heim — ke — len — lun — mann — nach — ni — o — pre — ra — ra — sau — schatz — schu — spe — spie — stern — sti — ta — te — u — war — sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, nennen drei Gebiete der unvergessenen ostdeutschen Heimat, über die unsere Werkzeitschrift ausführlich berichtet hat.

1. Stadt in Sachsen
2. verrufenes Wirtshaus
3. oberirdische Kohlenförderung
4. Ansehen, Geltung

Pyramidenrätsel

Die Buchstaben a — a — a — a — a — a — a — e — e — e — e — e — e — e — e — e — g — g — g — i — i — m — m — m — m — m — m — m — m — m — m — n — n — n — n — n — n — n — n — r — r — r sind so in die Pyramidenfigur einzusetzen, daß sich nachstehendes ergibt: 1. Mitlaut, 2. chem. Zeichen für Mangan, 3. britische Insel in der Irischen See, 4. Gebetswort, 5. inneres Organ, 6. Reitbahn im Zirkus, 7. Urbewohner Deutschlands, 8. weibl. französischer Vorname, 9. Schau lebender Tiere.

Jedes Zeichen bzw. Wort entsteht aus dem vorhergehenden durch Hinzufügen eines neuen Buchstaben und teilweises Umstellen der schon vorhandenen.



5. kleine Rettichart
6. eigenes Haus
7. britisches Schutzgebiet in Ostafrika
8. Institut zur Himmelsbeobachtung
9. großer deutscher Komponist (1810—1856)
10. niederdeutsche Schelmenfigur
11. amerikanischer Wasserfall
12. berühmter deutscher Chirurg (1875—1951)
13. deutscher Maler und Holzschnitzer (1472—1553)



„Jetzt, wo du gar nichts anderes zu tun hast, solltest du ein bißchen an deine Arbeit denken!“



Mißwahl

„Die Richter fürchten sich, zu einer Entscheidung zu kommen. Ihre Frauen befinden sich unter den Zuschauern.“



„Bitte, mein Fräulein, soll ich heute das Fenster auch innen putzen?“

Nee – so was!



„Der Rasen könnte auch gemäht werden!“

„Hast du deine Mutter nicht verstanden?“



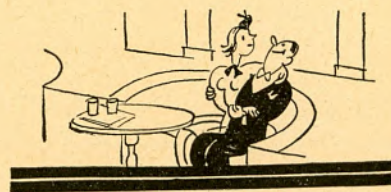
„Sagen Sie mir offen, was mir fehlt, Herr Doktor — aber bitte nicht auf lateinisch, sondern auf deutsch!“

„Also gut, Herr Krüger — Sie essen zu gut, Sie trinken zuviel, Sie sind ein Prasser und ein Faulpelz!“

„Danke, Herr Doktor — und nun nennen Sie es mir bitte auf lateinisch, damit ich es meiner Frau sagen kann!“



„Warum arbeiten Sie nie, wenn ich hereinkomme?“ — „Weil Sie Krepptsohlen tragen, Herr Direktor!“



„Ich will alles über dich wissen, Karl“, sagte sie verliebt, „rauchst du leidenschaftlich?“

„Nein, mein Kind!“

„Trinkst du?“

„Niemals, meine Teure!“

„Hast du Erlebnisse mit anderen Mädchen gehabt?“

„Noch nie, Geliebte!“

„Dann hast du überhaupt keine Laster?“

„Doch, Liebling, eines!“

„Und welches?“

„Ich lüge!“

Der Hüttenkieber

Freunde, wenn das letzte Viertel
eines Jahres erst begann,
schaut, wer gärtner, sich die Ernte
seines Sommers kritisch an.
Hüttenkieber steht am Zaune,
weiß nicht, ob er fragen soll ...
Hütten-Schrebergärtners Ernte,
unter uns, es war nicht toll!
Schnee auf Apfel-, Kirschenblüte,
Apfel sind „vom Wind verweht“ —
was hilft da viel, daß Kohlrabi
wie noch kaum je prächtig steht?
Grüne Bohnen meistens „rostig“,
Grünkohl ward Kaninchenfraß ...
Wenn noch Kappes will gedeihen,
wirkt's fast wie ein schlechter Spaß.
Recht betrüblich ist das Fazit,
das wir ziehn zum Erntedank:
Alles ließ der Himmel wachsen,
doch die Menschen machten's krank:
's ist schon schlimm, wenn neue Güsse
immer wieder bringen „Tief“,
doch sie sind nicht zu verkraften,
wenn sie radio-aktiv!

Daß man's offen nicht bespricht,
mindert die Gefahren nicht!

Von der Grippe ist zu melden:
sie grassiert bei uns enorm,
nicht jedoch — wir wollen's glauben —
in der asiatischen Form.
Immerhin, in den Betrieben
gähnte manche Ecke hohl:
„Wo ist denn ...?“ — „Daheimgeblieben,
weil er mit Bazillen voll!“
Wer noch stand auf seinen Pinnen,
der hat „Quadrochin“ geschluckt.
„Prophylaktisch“ hat auch mancher
in die Flasche tief geguckt.
Grippe ist nicht zu verwechseln
mit dem Schnupfen, der entstand,
wenn man sich zum Reiten, Rennen
froh im Park zusammenfand.
Heimwärts strebte kalten Fußes
triefend naß der ganze Chor.
Sportgeist paarte mit Vernunft sich:
„Na, denn Prost! Wir beugen vor!“
Kippst du einen Plattmann aber,
eh du kommst, bleibst du nicht munter!
Gegen Nässe dich zu schützen,
stell dich morgens lieber unter.
Auf dem Bundesbahnhof Hoesch ist
Schutz und Schirm dir jetzt geboten ...
Hast du Kohlen schon? Nicht lang mehr,
und es schneit sogar nach Noten!

Wohl dem, der, will's Winter werden,
eine Bleibe hat auf Erden!

Mancher, der 'ne Bleibe suchte,
oder der nicht gern geblieben
wo er war, hat an die Hütte
höflich-hoffnungsfroh geschrieben:
„Bis zum Ende meines Lebens
möcht ich bei euch ‚sicher‘ sein!
Fleißig will ich mit euch schuften,
bis zuletzt mich holt Freund Hein ...“
Weil an der Feinisenstraße
und bei 42 Stunden
Mangel war an Arbeitskräften,
haben viele Platz gefunden.
Ob grad bis zum Lebensende —
Wer kann in die Zukunft schaun?
Wichtig ist, daß sie der Hütte,
die sie anstellt, so vertraun!
's kam ja auch von Werkstudenten
wiederum ein ganzer Schwung,
nie vergißt ein Mann die Hütte,
die half, als er arm und jung ...

Angestellt, sagt später schlicht
er: „Liebe rostet nicht!“

Aber der September schloß auch
ein Stück Werksgeschichte ab:
10 Jahr schon „Westfalenhütte“!
Viel ist's, was sich da begab.
10 Jahr Kampf und Aufbau, Streben,
10 Jahr auch sozialer Geist.
Wie's zu schaffen war, fragt mancher,
der von weither zu uns reist.
Wollt' man jedem alles sagen,
füllte es ein ganzes Buch!
So viel Auskunft ihm zu geben,
wär' der Tag nicht lang genug.
Was sozial wir tun zu lernen
wird drum jedem leichtgemacht,
weil die Firma „Hoischen-Hering“
's auf die Formel „Film“ gebracht.
Farbig, tonlich schön gestaltet,
ist der Film ein Dokument!
Eines Mannes Schaffen krönt er,
den man „Jubilär“ heut' nennt:
Wenn Arbeitsdirektor Berndsen
auf 10 Jahre blickt zurück,
weiß er, was er leisten durfte,
das ist „wertbeständiges“ Glück!
Keiner ist umsonst gekommen,
der ihn je um Hilfe bat.
Viele Tausend Herzen danken
still für Rat ihm und für Tat.

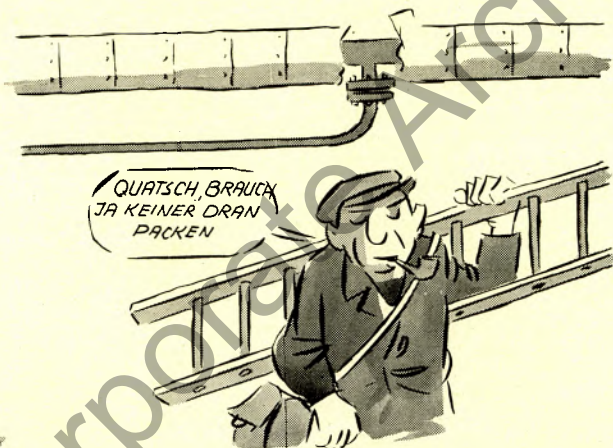
Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!



LAPPES

AUS'M MARTINWERK

LAß DIE LEITUNG
ISOLIEREN!
VERBRENNUNGS-
GEFAHR



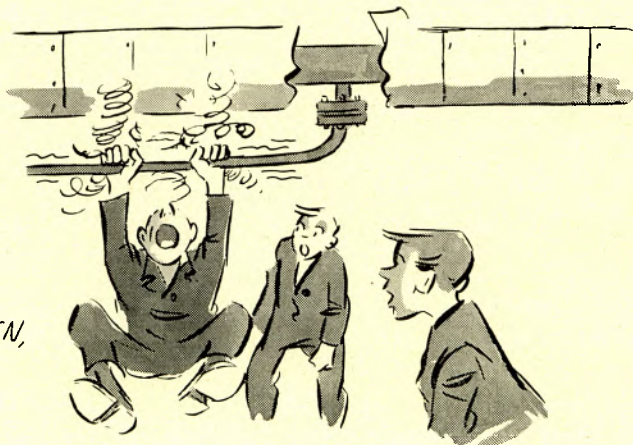
QUATSCH, BRAUCH
JA KEINER DRAN
PACKEN



LOS
KOMM, WER
DIE MEISTEN
KLIMMZÜGE
MACHT

SCHÜTZ KÖRPER KOPF UND AUCH DIE HAND
VOR DÄMPFEN HEISS UND HOCHGESPANNT.
DAMIT DEN ANDREN NICHTS PASSIERT,
MAN HEISSDAMPFROHRE ISOLIERT.

LEICHTSINN WAR STETS LAPPES STÄRKE,
ER GEHT UNBEDACHT ZU WERKE,
DER LEHRLING FRITZ, WIR SEHN JHN SPRINGEN,
WEISS EIN LIED DAVON ZU SINGEN.



H. Kalisch

Klatsch



ist was für alte Tanten!